

# INJEKTION

CAMPUSMAGAZIN · NR. 5 · HERBST/WINTER 2008



*Risiko*



## VS. Studiengebühr



Selbstverständlich gelten auch für Professoren, Dozenten und Lehrer bei Nachweis ihrer Lehrtaetigkeit

Sonderkonditionen: -10% für Apple-Hardware und bis zu -30% bei Apple-Software\*\*

\* nur bei Vorlage eines gultigen Studentenausweises

\*\* Ausgenommen sind iPhone und iPad sowie Beschraenkungen

Angebotsbedingungen: Die gewaehrten Rabatte beziehen sich auf den Apple-Listepreis.

**Was:** Apple Hard- und Software\*\*  
**Wann:** ab Oktober bis Dezember 2008  
**Ort:** macro Computersysteme GmbH  
Gärtnerstrasse 88-90  
20255 Hamburg



macro  
(0 40) 43 21 640

macro  
(0 40) 43 21 640

macro  
(0 40) 43 21 640

macro  
(0 40) 43 21 640



macro  
(0 40) 43 21 640

macro  
(0 40) 43 21 640

macro  
(0 40) 43 21 640

EDITORIAL

## Liebe Leser,

**R**ISIKO WIRD BERECHNET, gespürt und gescheut. Die einen spielen bewusst damit, brauchen das Adrenalin wie der Junkie den Stoff; andere wünschen sich nichts sehnlicher, als einen sicheren Hafen zu erreichen. Um dem Risiko zu begegnen, braucht es vor allem eines: Mut. Wir haben für euch Geschichten von Menschen aufgezeichnet, die sich mit den Folgen ihres Handelns auseinandersetzen.

Frei leben. Ängste abschütteln. Unser Titelbild zeigt Anna Bader, Studentin und Klippensteigerin aus Mainz. Die 24-Jährige möchte vor allem eines: sich lebendig fühlen, Neues erfahren – und entzieht sich dem ganz normalen Alltag durch kleine feine Ausbrüche: Mal ist sie ein halbes Jahr als Kleinkünstlerin auf Madriids Straßen unterwegs, mal taucht sie aus über 20 Metern Höhe in brethartes Wasser ein. Grenzen überwinden. Risiken bewusst eingehen. Das bedeutet: Auch mal die Erwartungen anderer enttäuschen, erst mal an sich denken. Und nichts auslassen, weil die Fallhöhe zu groß erscheint. Bisher ist Anna gut damit gefahren. Immerhin konnte sie diesen Sommer ihren Europameistertitel erfolgreich verteidigen. Glückwunsch.

Als der israelische Student Itai Kamienchick im Sommer 2006 für eine Uni-Prüfung lernt, schlägt eine Rakete vor seinem Fenster ein. Wie aus dem Nichts. Die Folge: Flucht in den heimischen Mini-Bunker,

Angst und die Gewissheit, dass der Krieg buchstäblich im Vorgarten angekommen ist. Wenige Tage später ist Itai unterwegs zu einem Sammelpunkt, von dort geht es weiter in den Libanon. Während sich deutsche Studenten von der Fußball-WM erholen, befindet sich Israel im Krieg mit der libanesischen Hisbollah. Vom Hörsaal an die Front: unvorstellbar in Deutschland, Alltag in Israel. Nach mehreren Wochen kehrt Itai unverehrt zurück. Shalom.

→ Vom Hörsaal an die Front, ab Seite 68

»Kraxeln« an der Felswand zählt nicht unbedingt zu den risikoarmen Leidenschaftten. Dass auch die beste Absicherung nicht vor dem Faktor Zufall schützt, musste unsere Autorin Annika Müller am eigenen Leib erfahren. Auf einer ihrer Klettertouren durch die spanischen Pyrenäen brach sie sich kürzlich die Hand; umso beeindruckender, dass ihr Insider-Bericht über das Sportklettern trotzdem rechtzeitig fertig geworden ist. Respekt.

→ Die Felsentänzer, ab Seite 50

Viel Spaß beim Lesen!

Die Redaktion

Feedback, Anregungen und Kritik:

[redaktion@injektion-online.de](mailto:redaktion@injektion-online.de)

Auch gut: [www.halbstark-online.de](http://www.halbstark-online.de)

# Inhalt



## Wissen

### **Jäger des kopierten Textes**

Abschreiben und einreichen: die Uni Hamburg und ihr hilfloser Kampf gegen Plagiate ..... 16

### **Finanzspritze**

Sie sind jung und brauchen das Geld: Warum Studenten Medikamente testen ..... 21

### **Auf dem Sprung**

Wenn auf dem Sprungturm plötzlich der Mut schwindet: eine Fotostrecke ..... 25

### **Viel Rauch um nichts?**

Die Krebsstudie, die es nicht geben darf: Ein Forscher kämpft um seinen Ruf ..... 29

### **Der Kommilitone mit dem Löwenherz**

Hamburg, deine Kerle: drei Studenten und ihre gefährlichen Nebenjobs ..... 33

### **Noten fürs Volk**

Von der Haarfarbe bis zur Schuhgröße: was Datensammler über uns wissen ..... 40

### **Ruhe bewahren!**

Wenn das Auto versinkt oder der Fallschirm nicht aufgeht: Tipps für den Notfall ..... 44

Fotos: Philip Smolinski, photocase, ullstein bild - KPA



## Ausland

### **Felsentänzer**

Mit der internationalen Kletter-Elite auf Bergtour in den Pyrenäen ..... 50

### **»Ich muss mich an mir selbst messen«**

Extrembergsteiger Ueli Steck über die Lust am Klettern ohne Seil ..... 57

### **Küssen verboten**

Schikanen, Übergriffe, Mord: Istanbul's Schwule leben gefährlich ..... 59

### **Die Katastrophenrechner**

Rückversicherer und das Milliardengeschäft mit dem Risiko ..... 64

### **Schadensbericht**

Vom Hurrikan bis zum Tsunami: Naturkatastrophen und ihre tödliche Bilanz ..... 66

### **Vom Hörsaal an die Front**

»Plötzlich trägst du Uniform«: Ein israelischer Student berichtet vom Libanon-Krieg ..... 68

### **Die INJEKTION-Leserbefragung**

INJEKTION besser machen und gleichzeitig gewinnen ..... 88



## Leben

### **Die Müllschlucker**

Mülleimer statt Mensa: auf der Jagd nach dem Leckerbissen aus der Tonne ..... 76

### **Bauchentscheidung**

Schicksalsschlag Behinderung: werdende Eltern vor ihrer schwersten Entscheidung ..... 82

### **Untergrundszenen**

Geschäftsidee Bunker: 89.000 Euro gegen die Angst ..... 89

### **Einsame Spitze**

Fußballer sind nicht schwul – ein ehemaliger Profi und die Angst vor dem Outing ..... 96

### **Alltag mit Restrisiko**

Brunsbüttel: eine Stadt, ein Atomkraftwerk und die Frage »Was wäre, wenn...?« ..... 100

### **Die Fluchthelfer**

Wie in Hamburg Gewaltopfer vor der Rache ihrer Peiniger geschützt werden ..... 108

### **Am offenen Herzen**

Mit ruhiger Hand: Herzchirurgen vor, während und nach der OP. Eine Fotoreportage ..... 117

### **Die Rolle seines Lebens**

Unser Autor kämpft gegen die Höhenangst: mit Loopings in 1400 Metern Höhe ..... 126



# 20

*20 Prozent aller Autounfälle in Schweden  
werden durch Elche verursacht.*



# 25

*Um bis zu 25 Prozent steigt bei bedeutenden Fußball-  
spielen die Zahl der Herzinfarkte unter Fans  
der unterlegenen Mannschaft.*



# 100



*Um 100 Tage verringert sich statistisch gesehen die  
Lebenserwartung, wenn man als Seiltänzer arbeitet.*



# Was war dein größtes Wagnis?



»Ich bin zum ersten Mal in meinem Leben vom Zehnmeterbrett gesprungen. Ich hab tatsächlich eine Arschbombe vom Zehner gemacht! Dabei hatte ich mir bislang noch nicht mal den Sprung vom Fünfer zuge-  
traut! Aber letztes Wochenende war ich mit meiner Schwester schwimmen – und sie wollte unbedingt vom Zehnmeterbrett springen. Da dachte ich: Was soll's, jetzt gehst du eben mit. Wenigstens weiß ich jetzt, dass ich nie wieder das Verlangen haben werde, vom Zehner zu springen: Drei Tage später hatte ich nämlich immer noch Schmerzen am Po.«

INES (26), Politikwissenschaft



»Ausnahmsweise bin ich mit dem Fahrrad einmal nicht über Rot gefahren – und wurde auf dem Valentinskampfprompt von einem Auto erwischt. Der Fahrer wollte gerade wenden und hatte mich übersehen. Ich habe die Hintertür des Wagens gerammt, wurde Richtung Vordertür geschleudert und bin am Außenspiegel hängen geblieben. Dann habe ich eine Judo-rolle über die Motorhaube gemacht und lag auf der Straße. Ich musste sofort ins Krankenhaus. Geblieben sind mir Narben an Arm und Bein. Als Fahrradkurier arbeite ich heute trotzdem noch.«

DENNIS (26), Medizin



»Als ich 15 war, habe ich mich abends regelmäßig heimlich von unserem Balkon abgeseilt, um ausgehen zu können. Das Problem war das Nachhausekommen: Angeheitert wieder zurück auf den Balkon zu kommen, war wesentlich schwieriger als das Abseilen. Damals hatte ich aber weniger Angst davor, dass ich abstürzen könnte – sondern davor, dass meine Eltern mich erwischen. Dann hätte ich wohl Hausarrest bekommen ... wobei: Sonderlich vom Normalzustand hätte sich das eigentlich auch nicht unterschieden.«

MAREIKE (19), Medien- und Kommunikationswissenschaft

*Ob Extremsport oder extreme Dummheit, Abenteuerurlaub oder Abenteuer Alltag: Risiken lauern überall – welche auf euch? Ein paar ehrliche Antworten.*



»Ich habe gestern fürs Parcouring trainiert, das ist natürlich schon gefährlich. Um Grenzen zu brechen, springe ich durch die Gegend, muss immer wieder etwas riskieren, um zu sehen, wie weit ich eigentlich gehen kann. Mir ist dabei noch nie etwas passiert, aber dennoch musste gestern der Krankenwagen kommen: Einer meiner Kollegen war auf den Kopf geknallt und hatte ziemliche Schmerzen. Das Ganze ist eben ein Risiko – aber ein kalkuliertes. Meine größte Herausforderung: das Institut für Physik, gleich da drüben bei Planten und Blumen.«

SEBASTIAN (22), Italienisch



»Wir haben uns im Dschungel in Panama verirrt, weil wir vom Weg abgekommen sind. Wir waren zu dritt und dachten, wir würden schon auf eigene Faust zum Strand finden. War aber leider nicht so: Wir haben den Pfad verlassen und uns im Dschungel fürchterlich verirrt. Wir wussten überhaupt nicht, wo wir längs mussten, überall waren Spinnennetze und eklige Killerameisen, die einen gebissen haben – das war nicht so witzig. Fünf Stunden lang sind wir durch die Gegend geirrt, dann haben uns zum Glück ein paar Polizisten aufgegebelt.«

KRISTINA (22), Lateinamerikastudien



»Ich habe besoffen das Auto meiner Eltern geklaut und mich damit fast überschlagen. Ich saß damals erst zum zweiten oder dritten Mal hinterm Steuer. Wir sind einen Feldweg entlanggedonnert, als mein Kumpel vom Nebensitz auf einmal rief: »Vorsicht, Kurve!« Im Geschwindigkeitsrausch war mir das egal – doch plötzlich, mit einem Schlag, fühlte ich mich wieder nüchtern und merkte: Hier hättest du gerade mit Tempo 150 vom Weg abfliegen können. Ein gutes Hallo-Wach-Erlebnis: Wiederholen würde ich es nicht. Meinen Eltern habe ich nie davon erzählt.«

JOHNNY (25), Wirtschaftsinformatik

## 44 *Ruhe bewahren!*

*Was tun, wenn das Auto sinkt oder der Fallschirm sich nicht öffnet? Gebrauchsanweisungen für den Fall der Fälle*

# Wissen

- 16 *Jäger des kopierten Textes***  
Nie war es einfacher, sich Hausarbeiten rasch zusammenzukopieren. Was tut die Universität Hamburg gegen Plagiate?
- 21 *Finanzspritze***  
Sie sind jung und brauchen das Geld:  
Studenten als Versuchskaninchen der Pharma-Forschung
- 25 *Auf dem Sprung***  
Von unten sah das aber nicht so hoch aus! Momentaufnahmen vom Sprungturm in der Alsterschwimmhalle
- 29 *Viel Rauch um nichts?***  
Die Krebsstudie, die es nicht geben darf:  
Ein amerikanischer Forscher kämpft um seinen Ruf.
- 33 *Der Kommilitone mit dem Löwenherz***  
Hamburg, deine Kerle: drei Studenten und ihre gefährlichen Nebenjobs
- 40 *Noten fürs Volk***  
Von der Haarfarbe bis zur Schuhgröße:  
was Datensammler alles über uns wissen







# Jäger des kopierten Textes

*Nie war es einfacher, Haus- und Abschlussarbeiten aus fremden Quellen zu kopieren. Große Anstrengungen werden bei der Jagd nach Plagiaten an der Uni Hamburg aber nicht unternommen – vielleicht auch, weil ertappte Schummler nur mit harmlosen Folgen rechnen müssen.*

VON EVGENY MAKAROV

**I**RGENDWANN WURDE ES Oliver Windgassen zu viel: zu groß der Druck, viel zu knapp die Zeit. Als sich bei dem Lehramtsstudenten die Abgabetermine für Hausarbeiten wieder einmal drängten, war für ihn der Ausweg klar: »Wenn du etwas auf den letzten Drücker abgeben musst, dann musst du eben etwas beschreiben«, sagt Oliver, heute 34 Jahre alt, ohne schlechtes Gewissen. Im Internet fand er schnell Arbeiten, die zu seinem Thema passten – und kopierte sich aus den Bruchstücken fremder Hausarbeiten rasch seine eigene zusammen. Ein erfolgreiches Rezept: Aufgeflogen sind Olivers Schummeleien bis heute nicht.

Kein Einzelfall, glaubt Dietmar Plum von der Studienberatung am Department für Wirtschaft und Politik (DWP): »Die Generation Google ist an der Uni angekommen.« Die Versuchung, sich mit fremden Federn

zu schmücken, ist groß – das Unrechtsbewusstsein eher klein. In sozialen Netzwerken wie dem StudiVZ bekennen sich Nutzer in Gruppen wie »Copy & Paste = Diplom« öffentlich zum Kopieren fremder Texte. Plum macht dafür das »Ellenbogen-Denken« der Studenten verantwortlich: Angesichts der Studiengebühren wollten die meisten rasch mit dem Studium fertig werden – egal, mit welchen Methoden. Hinzu käme der hohe Leistungsdruck in den neuen Bachelor- und Masterstudiengängen. Auch der Informatikprofessor Bernd Wolfinger sieht die hohe Arbeitsbelastung als möglichen Grund für die Lust am Plagiat.

Dietmar Plum sieht allerdings auch die Lehrenden in der Pflicht: Es sei ihre Aufgabe, die Studenten durch die Themenvergabe und eine bessere Betreuung zu eigenen Leistungen zu motivieren. Dass das im Uni-Alltag häufig nicht der Fall ist, bestätigt auch Student Oliver. »Die meisten Professoren haben erkennbar keine Lust, nach

**verrückt nach Leben**

*Der Sommer im Glas!*

Eisgekühlten Prosecco in ein Glas mit Eis, Aperol dazu, dann 1 Spritzer Soda und 1 Orangenscheibe als Deko – fertig ist der Trend-Drink.

**APEROL SPRITZ**

= 4 cl Aperol  
+ 6 cl Prosecco  
+ 1 Spritzer Soda  
+ Eiswürfel & Orangenscheibe

Enjoy responsibly [www.aperol.de](http://www.aperol.de)



Plagiaten zu suchen«, sagt er. »Wenn es dann schon bei der Themenvergabe heißt, man solle lieber möglichst allgemein über ein Thema schreiben, kommt das schon

fast einer Einladung gleich, sich die Arbeit aus dem Internet zusammenzukopieren.« Denn je gängiger das Thema, desto leichter lassen sich passende Hausarbeiten finden.

Dabei ist es vergleichsweise einfach, ein Plagiat zu enttarnen: Genauso wie ein Student entsprechende Passagen googelt, können auch die Dozenten Textstellen aus eingereichten Arbeiten in Suchmaschinen eingeben und nach Übereinstimmungen mit bereits existierenden Quellen suchen. An der Universität Hamburg ist das bekannt; an vielen Fakultäten wurde die Prüfungsordnung geändert, um Plagiaten leichter auf die Spur kommen zu können. So müssen die Juristen seit 2005 Hausar-

## »Plagiierten ist ein kulturelles Problem«

Der österreichische Kommunikationswissenschaftler **Stefan Weber** (38) lehrt an der Universität für angewandte Kunst in Wien und gilt als der Plagiatsjäger im deutschsprachigen Raum. Seit 2002 hat er nach eigenen Angaben bereits 72 Fälle aufgedeckt.



Foto: Hannes Huber

**Herr Weber, wie kommen sie Plagiaten auf die Schliche?** Alle staunen, wenn ich antworte: Mit Google und meinem Hirn. Ich verwende keine spezielle Software.

Es gibt noch immer eine große Zahl von Professoren, die nicht googeln wollen oder können.

**Wie viel Prozent der Arbeiten sind komplette oder teilweise Fakes?**

Eine Größenordnung von 20 bis 30 Prozent ist nicht auszuschließen, wenn man Teilplagiate mitzählt. In einer Studie habe ich 125 Diplomarbeiten untersucht. Bei sieben konnte ich ein Plagiat nachweisen, nur ein Fall führte zum Aberkennungsverfahren.

**Wie kann man dem Problem beikommen?**

Die Frage, was gute und was schlechte Leistung ist, muss neu beantwortet werden. Mir sind zehn Seiten kritischer Essay tausendmal lieber als eine unmotivierte 100-Seiten-Literaturstudie. Aber die erste Uni, die sagt »Wir kürzen die Arbeiten«, hat es

schwer. Dann heißt es: Aha, dort wird nicht richtig gearbeitet.

**Sind Plagiate ein besonderes Problem an den Universitäten?**

Plagiierten ist ein kulturelles Problem. Schon Schüler werden so sozialisiert, dass Effekt und Präsentation wichtiger sind als Inhalte. Es wird nicht mehr in Büchern für ein Referat recherchiert; es geht um »Webkompetenz«. Das heißt dann, Onlinequellen aneinander zu reihen und flott zu präsentieren. Wenn eine Internet-Collage als sinnvolle Wissenschaft missverstanden wird, können wir den Laden zusperrern.

**Schreiben auch Professoren ab?**

Es gab den Fall der Habilitationsschrift des Vize-Rektors der Montanuni Leoben, in der er ein ganzes Kapitel bei einem Kollegen der TU Clausthal abgeschrieben hat. Er behauptete, es handele sich um »ein Versehen mit der Diskette«, was Unsinn ist, da er jeden Satz leicht verändert hatte – also mit System gefälscht hatte. Es gibt also leider Plagiatsfälle bis hin zur höchsten akademischen Abschlussarbeit.

INTERVIEW JON MENDRALA

beiten auch in digitaler Form einreichen – um verdächtige Passagen einfacher in Suchmaschinen kopieren zu können. »Die meisten Plagiate fliegen durch Brüche im Text auf«, verrät Prodekan Reinhard Bork von der rechtswissenschaftlichen Fakultät: Häufig wechselnder Sprachstil und plötzliche Layoutänderungen im Fließtext sind Indizien dafür, dass eine Arbeit aus fremden Quellen zusammenkopiert wurde.

So weit die Theorie. In der Praxis ist die gezielte Jagd nach Plagiaten aber offenbar der Einzelfall: »Der Verwaltungsaufwand ist sehr hoch«, sagt Bork, der von einer hohen Dunkelziffer unentdeckter Plagiate ausgeht. Auch sein Kollege Ulf Beckmann vom Prüfungsamt 2, zuständig für BWL, VWL und Wirtschaftsinformatik, stimmt zu: Zwar seien die Bemühungen verstärkt worden, Schummelstudenten auf die Schliche zu kommen. Von umfassenden Kontrollen könne allerdings keine Rede sein. Nur bei einem konkreten Verdacht werde überhaupt ermittelt. »Mit Plagiaten kann man also immer noch durchkommen.«

Das Department für Wirtschaft und Politik setzt mittlerweile auf technische Unterstützung: »Turnitin« heißt die Software, mit der die Lehrenden Plagiate einfacher finden sollen. In vielen Seminaren müssen die Studenten ihre Hausarbeiten bei »Turnitin« hochladen; die Software vergleicht den Text dann mit einer Datenbank wissenschaftlicher Arbeiten und weiteren Onlinequellen. Mögliche Übereinstimmungen werden hervorgehoben – ein zuverlässiger Plagiatsfinder ist das Programm dennoch nicht: Es kann nicht zwischen korrekt zitierten Passagen und geklauten Textbausteinen unterscheiden. Ob eine Hausarbeit tatsächlich ein Plagiat ist oder nicht, bleibt also letztlich im Ermessensspielraum des Prüfers.

Hinzu kommt, dass viele Studenten offenbar immer geschickter schummeln, vermutet Informatikprofessor Wolfinger: Die

Studenten seien vorsichtiger geworden und überarbeiteten fremde Texte zum Teil so stark, dass Suchmaschinen Schwierigkeiten hätten, sie als Kopie zu erkennen. »Die Studenten kommen ständig auf neue Ideen und Tricks«, klagt Wolfinger, »man ist immer einen Schritt hinterher.« Rechtswissenschaftler Bork meint: »Gegen geschickten Betrug kommt man einfach nicht an.« Auch die wachsende Zahl kommerzieller Anbieter im Internet macht den Plagiatsjägern das Leben schwer – denn auch die Dozenten können dort angebotene Texte nur gegen Bezahlung einsehen und mit verdächtigen Hausarbeiten vergleichen.

»Ich persönlich sehe es eher sportlich«, sagt Studienberater Dietmar Plum trocken. »Wenn jemand ein bestimmtes Niveau bei einer Täuschung erreicht, steckt dahinter ja auch eine intellektuelle Leistung.« Lehramtsstudent Oliver stimmt zu: Auch ein gutes Plagiat bedeute viel Arbeit. »Warum viele auch mit simplen Copy-und-Paste-Hausarbeiten durchkommen, verstehe ich nicht« – denn bei vielen seiner Kommilitonen sei die Schummelei nur allzu offensichtlich. »Aber was man nicht sehen will, das sieht man auch nicht.« So erklärt er sich, weshalb Plagiate für viele Lehrende offenbar kein Thema sind: »Wer möchte schon begründen, warum gerade in seinem Seminar so viele Plagiate auftauchen?«

Vielleicht lohnt sich aber auch für viele der Aufwand schlichtweg nicht. Denn trotz der technischen Hilfsmittel, die etwa das DWP einsetzt, bleiben die Folgen für die Schummelstudenten gering, wenn ein Plagiat einmal auffliegt. Die betreffende Arbeit wird lediglich als »nicht bestanden« gewertet und kann in der Regel neu geschrieben werden – selbst bei Diplomarbeiten ist das der Fall. Bei Bachelorarbeiten wird zudem ein Wiederholungsversuch abgezogen; dennoch bleibt dem Plagiator dann noch ein Versuch, die Arbeit aus eige-



ner Kraft neu zu schreiben. »Aus Sicht vieler Experten müsste es für Plagiate härtere Konsequenzen geben«, meint Prüfungsamtsleiter Beckmann – denn in erster Linie sei eine nicht selbst geschriebene Hausarbeit eben ein Verstoß gegen die Prüfungsordnung. »Von einem Betrug kann man erst sprechen, wenn sich jemand mithilfe erschlichener Noten später einen Jobvorteil verschafft«, erläutert Studienberater Dietmar Plum die Rechtslage. Noch fünf Jahre nach Ausstellung des Abschlusszeugnisses könne es wieder eingezogen werden, wenn der Betrug nachträglich aufgedeckt wird, sagt Plum. Zweimal hat er diesen Fall bereits erlebt. Die Arbeitsrechtlerin Gabriele Zimmermann ergänzt: »War das Diplom Einstellungsvoraussetzung für den Job, kann ein Arbeitgeber dem Betrüger fristlos kündigen« – und im schlimmsten Fall sogar Schadenersatz fordern.

Sogar weit nach Ablauf der Fünfjahresfrist hat sich einmal eine Frau bei Dietmar Plum selbst angezeigt: Ihr damaliger Freund hatte große Teile ihrer Abschlussarbeit verfasst – und drohte nun, ihrem Chef davon zu berichten. Die Betrügerin hielt diese jahrelange Erpressung nicht aus, beichtete – und durfte ihre Diplomarbeit erneut schreiben.

Ähnlich erging es einer Hamburger Jura-Studentin: Sie hatte für ihre Magisterarbeit ein in Polen erschienen Buch schlichtweg übersetzt und als eigenes Werk ausgegeben. Dumm nur, dass es mindestens einen Mitwisser gab, der einen anonymen Brief und Kopien des polnischen Buches an die Uni schickte. Auch diese Studentin musste ihre Abschlussarbeit neu schreiben – diesmal alleine. »Wenn Sie schon während Ihres Studiums bescheißen«, sagt daher Dietmar Plum, »dann sollten Sie wenigstens darauf achten, wer davon weiß«.

*Stapel Magisterarbeiten: Die Jagd nach Plagiaten ist aufwendig; »viele Professoren haben dazu erkennbar keine Lust.«*



INJEKTION

## Finanzspritze



*Sie sind jung und brauchen das Geld: Studenten sind für die Pharmaforschung eine attraktive Zielgruppe. Aber sind sich die Studi-Probanden auch des Risikos bewusst?*

VON JAN-MALTE AMBS & GABRIELE WENDE

**N**UMMER 17 BITTE zur Urinprobe!«, »Nummer 13 bitte Wasser trinken!« – immer wieder hallten diese Lautsprecherdurchsagen durch das Testinstitut. Ada von der Decken (23) war die einzige Frau unter 20 Männern. »Zum Glück konnte ich nach zwei Nächten wieder nach Hause«, erinnert sich die Journalistikstudentin. Die anderen blieben drei Wochen – abgeschnitten von der Außenwelt durch eine Schleuse, Ausgang nur in Begleitung des Klinikpersonals möglich.

Drei Wochen Aufenthalt in einer Testklinik sind für Henning Berger (Name geändert) keine Seltenheit. Der 32-jährige Biologiestudent nimmt regelmäßig an klinischen Studien teil und hat daher schon einige Institute von innen kennengelernt.

Auch Dr. Ingo Meyer, medizinischer Direktor von Momentum Pharma, hat schon viele Studenten als Probanden in klinischen Studien gesehen. »Meiner Erfahrung nach sind Studenten häufig knapp bei Kasse. Durch Medikamentenstudien erhoffen sich viele, mit geringem Aufwand ihr Budget zu erhöhen.« Besonders beliebt sind Langzeitstudien daher vor wichtigen Prüfungen. Ohne Kochen, Abwaschen, Einkaufen und die Ablenkung durch Freunde lässt es sich konzentriert lernen – und nebenbei lockt eine üppige Aufwandsentschädigung. Für Henning liegt gerade hierin ein Anreiz: Er braucht das Geld, um sein Studium zu finanzieren.

Die Probanden setzen sich dabei bewusst einem Risiko aus. Die Überprüfung der »Safety« – wie es im Fachjargon heißt – ist die wichtigste Aufgabe der ersten Me-

RISIKO

21



dikamententests, der sogenannten Phase-I-Studien. Außerdem wird die Pharmakokinetik untersucht. »Damit ist gemeint, wie schnell der Körper den Wirkstoff aufnimmt und wieder abbaut«, erklärt Meyer. An solchen Studien nehmen nur wenige, gesunde Probanden teil. Die neuartigen Medikamente sind zuvor nur im Reagenzglas und an Mäusen, Ratten oder Affen geprüft worden. Erfahrungen beim Menschen liegen noch nicht vor. Henning ergänzt: »Erst wenn es allen Ratten gut geht, wird das Medikament am Menschen getestet.«

In der zweiten Phase wird das Mittel erstmalig an einer kleinen Gruppe erkrankter Patienten untersucht. Dann liegt das Hauptaugenmerk auf der erwünschten Wirkung des Stoffes. Erst nach einem großflächigen Vergleich des neuen Medikaments mit der bisherigen Standardtherapie an mehreren tausend Patienten in Phase III erfolgt die Zulassung. Bis ein Medikament seinen Weg vom Reagenzglas ins Apothekenregal geschafft hat, sind etwa zehn Jahre vergangen und bis zu 500 Millionen Euro in die Entwicklung geflossen.

### ***Irgendwann half das Schmerzmittel nicht mehr***

»Unser Job ist es, jedes Risiko auf ein Minimum zu begrenzen«, sagt Meyer. Die Testpersonen stehen dazu unter ständiger Beobachtung. Schon bei der Eingangsunter-suchung kontrollieren Ärzte Puls und Blutdruck, machen ein normales und ein 24-Stunden-EKG, messen Blutwerte und untersuchen den Urin. Drogen- und Alkoholtests gehören ebenso dazu wie ein Schwangerschaftstest für weibliche Probanden. Auch auf Hepatitis und HIV werden die angehenden Probanden getestet. Ada: »Ich habe die Studie nicht als gesundheitsgefährdend, sondern eher als Überprüfung meiner Gesundheit gesehen.« Henning ergänzt scherzhaft: »Die Untersuchungen sind ein

positiver Nebeneffekt der Studien. Man kann sich nachher als kerngesund betrachten – falls man die Studie überlebt.«

Während der Studie werden die Untersuchungen weitergeführt. Regelmäßig wird die Konzentration des Medikaments im Blut kontrolliert. »Ich kam mir vor wie ein Versuchskaninchen«, erzählt Ada. »Ständig wird dir Blut abgenommen, musst du Urinproben abgeben.« Wegen der vielen Untersuchungen sieht Meyer eine Teststation für die Probanden einer Phase-I-Studie statistisch gesehen gar als »den sichersten Ort der Welt« an. Meyer kann nicht verstehen, dass junge Leute in Diskotheken bedenkenlos irgendwelche Pillen schlucken, ohne zu wissen, was sie da eigentlich zu sich nehmen. Schließlich gebe es viele Unfälle mit gepanschten oder überdosierten Drogen. »Aber bei Medikamententests, die so kontrolliert ablaufen, sind sie dann extrem kritisch«, wundert sich Meyer.

Bei Ada wurden im Rahmen eines Tests von neuartigen Schmerzmitteln die Weisheits-zähne gezogen. Die Operation war kompliziert, ein Teil eines Zahns blieb stecken, der Arzt musste immer weiter aufschneiden. Da half dann auch das zu testende Schmerz-medikament nicht mehr, Ada musste zusätzlich bewährte Schmerzmittel nehmen. Vor und nach der OP durfte sie sich nicht bewegen und wurde nur im Rollstuhl durch die Klinik gekarrt. Viele verfälschende Faktoren sollten auf diese Weise ausgeschlossen werden. Genossen hat Ada, dass nach dem Eingriff immer drei Leute um sie herum waren: »Sobald ich irgendetwas hatte, mir zum Beispiel der Stift runtergefallen ist, sind alle aufgesprungen. Das war richtig witzig. So viel Aufmerksamkeit bekommt man selten.« Einen Tag und zwei Nächte verbrachte Ada im Anschluss an die OP in der Testklinik von Momentum Pharma. 72 Betten stehen dort für Probanden zur Verfügung. Bei Bedarf kann das Insti-



*Versuchskabinen: Die Zimmer der Testklinik haben den Charme einer Jugendherberge. Acht Medikamententester werden hier gleichzeitig untergebracht.*

tut weitere Räumlichkeiten anmieten. Die Zimmer sehen aus wie die einer Jugendherberge: Vier Doppelstockbetten, Kleider-spinde und ein Tisch mit Stühlen – das muss für jeweils acht Patienten an Komfort reichen. Dafür sind die Aufenthaltsräume wohnlicher: Sofalandschaften, Billard- und Kickertische, Bücher, Fernseher mit Pay-TV und Internet-PCs sorgen für Unterhaltung.

Trotzdem können die Tage bei einer dreiwöchigen Studie lang werden. »Ich empfand es als öde und todlangweilig«, beschreibt Henning den Klinikalltag. »Man kann zwar Besuch bekommen, aber raus darf man nicht. Das schlägt einem schon schwer auf die Psyche.« Er hat allerdings seine eigene Strategie, mit der Langeweile zurechtzukommen: »Ich habe mir vorgestellt, was ich mit dem Geld mache, wenn ich wieder rauskomme. Außerdem weiß man hinterher, was Freiheit bedeutet. Dann möchte man das auch erstmal nicht wieder machen.«

Auftraggeber von Momentum Pharma ist die Pharmaindustrie. Gegen Pharmaunternehmen und klinische Testinstitute

gibt es in der Bevölkerung reichlich Vorurteile. »Oftmals wird gedacht, wir verschweigen oder unterschlagen aus wirtschaftlichen Gründen wichtige Details und Erkenntnisse. Das Gegenteil ist der Fall«, sagt Meyer. »Wenn wir nur die leiseste Ahnung haben, dass das Medikament irgendwo Probleme bereitet, dann sollte der Sponsor sofort die Weiterentwicklung stoppen, denn alles andere ist rausgeschmissenes Geld.« Weil Forschung und Entwicklung von Medikamenten Millionen verschlingen, können Unternehmen es sich nur ein paarmal leisten, auf ein falsches Pferd zu setzen. Die Verantwortung des Testinstituts ist besonders groß, denn an ihm liegt es, rechtzeitig Schaden von Unternehmen und Patienten abzuwenden.

Die Probanden von Phase-I- und Phase-II-Studien lockt ein großzügiges Honorar. Je nach Studiendauer werden zwischen 400 und 4000 Euro gezahlt. Je länger der Aufenthalt dauert, desto mehr Geld erhalten die Testpersonen. Die Bezahlung richtet sich dabei streng nach dem zeitlichen Aufwand.

»1000 Euro für ein höheres Risiko – das gibt es nicht, das ist absolut verboten. Risiko darf nicht gekauft werden«, so Meyer.

Die Motivation, seinen Körper für den Test von noch nie erprobten Medikamenten zur Verfügung zu stellen, kann aber auch andere als finanzielle Gründe haben. »Viele haben ein tatsächliches Interesse an der Entwicklung neuer Medikamente, vor allem dann, wenn sie selbst einen schweren Krankheitsfall in der Familie oder im Freundeskreis haben«, sagt Meyer. »Auffällig ist, dass vor allem Frauen dann eher bereit sind, sich mit der Thematik von Medikamententests auseinanderzusetzen.«

#### **Kopfschmerzen, Erbrechen, Durchfall: unerwünschte Nebenwirkungen**

Laut Gesetz muss jeder Teilnehmer gegen mögliche Schäden versichert sein. Adas Studie sah einen Versicherungsschutz mit Leistungen von 50 Millionen Euro vor, wobei die Summe auf 500.000 Euro je Person begrenzt war. Das Risiko kann dadurch zwar nicht ausgeschlossen werden, Ada fühlte sich jedoch »ganz gut abgesichert«. Um letzte Zweifel auszuräumen, erkundigte sie sich im Vorfeld bei einem befreundeten Arzt. Henning sagt: »Ich informiere mich vorher, was ich da einnehme. Wenn ich weiß, dass das Medikament zum ersten Mal am Menschen getestet wird, trete ich eher zurück.«

Risiken lassen sich dennoch nicht immer vermeiden. Die Probanden werden im Voraus über zu erwartende Nebenwirkungen aufgeklärt. Extreme Beschwerden hatte Henning bisher nur einmal, während einer Langzeitstudie: »Ich habe drei Wochen fast nur geschlafen.« Anderen Testern erging es schlimmer: »Einige hatten Kopfschmerzen und Erbrechen, andere schweren Durchfall.« Wie häufig schwere Nebenwirkungen während Medikamen-

tentests auftreten, ist unbekannt. Die Testinstitute sind jedoch verpflichtet, diese sofort zu melden. Nach Abschluss der Studie wird der zuständigen Arzneimittelbehörde ein umfassendes Dossier mit allen wichtigen Daten inklusive der Angabe aller aufgetretener Nebenwirkungen vorgelegt. Auf dieser Grundlage entscheidet die Behörde, ob das Medikament zugelassen wird. Viele Forschungsergebnisse werden aber auch schon vorab in Fachmagazinen veröffentlicht.

Die Datenschutzbestimmungen bei Medikamententests sind streng: Kein Probandenname darf ohne weiteres herausgegeben werden. Auch die Bezeichnung der Prüfsubstanz besteht nur aus einem Ziffern- und Buchstabencode. Als Testperson bleibt man weitestgehend anonym. »Man ist nur eine Nummer«, erinnert sich Henning. Außerdem bezweifelt der 32-Jährige die Objektivität der Studien. »Es sind Leute dabei, die schon zu Beginn schwächlich aussehen. Da die nur wegen des Geldes mitmachen, nehmen sie zum Teil auch Nebenwirkungen in Kauf, um den vollen Honorarbetrag zu kassieren.« Es gebe daher durchaus auch Nebenwirkungen, die dem Klinikpersonal verschwiegen werden.

Das Fazit nach überstandenen Medikamententest ist unterschiedlich: »Ich würde es nie wieder machen«, sagt Ada. »Ich fand es unangenehm, eingesperrt zu sein und durchleuchtet zu werden.« Henning will hingegen weiter an Medikamentenstudien teilnehmen. Die Institute verlangen allerdings, dass man vor dem nächsten Test mindestens drei Monate pausiert. »Im Nachhinein ist es ein ganz positiver Effekt, wenn man das Geld dann in den Händen hat«, sagt Henning. »Dann kann ich auch erst mal kein Institut mehr von innen sehen und will nur noch meine Ruhe haben. Es ist doch zu öde und langweilig.«

# Auf dem Sprung

*Von unten sah das aber nicht so  
schlimm aus! Dumm nur, dass*

*jetzt bereits die Mädels gucken...*

*Momentaufnahmen vom Sprung-  
turm in der Alsterschwimmhalle.*

FOTOS CLAUDIUS SCHULZE











# Viel Rauch um nichts?

*Der Epidemiologe James Enstrom forscht über 30 Jahre, ohne Aufsehen zu erregen. Dann veröffentlicht er eine Studie zum Thema Passivrauchen. Die darauf folgende Anti-Rauch-Kampagne kostet ihn fast den Job, ruiniert seinen Ruf – und verwickelt ihn in einen 280-Milliarden-Dollar-Prozess.*

VON DOMINIK BETZ

**S**TANTON A. GLANTZ muss der Kaffeelöffel aus der Hand gefallen sein, als er am 13. Mai 2003 eine Pressemitteilung liest. Das British Medical Journal (BMJ) – eine international renommierte Fachzeitschrift – kündigt das Titelthema der nächsten Ausgabe an: »Passivrauchen ist vielleicht kein Killer.« Eine Horrormeldung für Glantz, der seit Jahrzehnten einen sehr persönlichen Kleinkrieg gegen das Rauchen führt. In seinen Augen ist allein die Meldung eine gefährliche Verharmlosung. Doch der Epidemiologe ist vorbereitet. Als Mitbegründer der Lobbygruppe »Americans for Nonsmokers' Rights« hat er über die Jahre hinweg ein Netzwerk von einflussreichen Wissenschaftlern und Entscheidungsträgern aufgebaut – und nun

lässt er die Drähte glühen. Keiner soll behaupten können, in punkto Passivrauchen herrsche Unstimmigkeit über dessen tödliche Folgen.

Und so kommt es zu der bizarren Situation, dass Glantz am 15. Mai, zwei Tage nach der Ankündigung des Artikels, zusammen mit anderen Anti-Rauch-Aktivisten eine Pressekonferenz in Miami abhält. Auf dem Podium sitzen auch ein ehemaliger Gesundheitsminister und »internationale Experten«. Man will die Studie, auf der der Artikel ba-



## »Der Zusammenhang zwischen Passivrauchen und Lungenkrebs könnte viel niedriger sein als angenommen«

siert, für wertlos erklären. Das Problem: Keiner der Teilnehmer hat die Arbeit zu diesem Zeitpunkt gelesen, geschweige denn gründlich analysiert. Die vollständige Fassung ist schlichtweg noch nicht veröffentlicht.

Auch die traditionsreiche »American Cancer Society« (ACS) zeigt sich besorgt. Bereits einen Tag nach Ankündigung des Artikels ist folgende Pressemitteilung fertig: »ACS verurteilt Tabakindustrie-Studie für fehlerhafte Datennutzung.« Darin verweist Dr. Harmon Eyre – damals ein Vorstand der Medizinorganisation – darauf, dass weiteres Diskutieren über die Risiken des Passivrauchens unerwünscht sei: »Schlechte Wissenschaft kann uns über Generationen verfolgen. Der Schaden, den solch eine zweifelhafte Veröffentlichung anrichtet, ist kaum zu reparieren.«

Jeden Monat werden in zahlreichen wissenschaftlichen Fachzeitschriften Hunderte kontroverse Artikel veröffentlicht.



Wie kommt es, dass ein zehnteitiger Aufsatz solche Wellen schlägt? Die Autoren des umstrittenen Beitrags sind die Epidemiologen James Enstrom und Geoffrey Kabat. Im Gespräch mit INJEKTION erklärt Enstrom: »Unser Fach bewegt sich weg von der Wissenschaft, hin zum puren Aktionismus. Einzelne stellen sich in den Dienst einer Sache, an die sie glauben – und akzeptieren keinen Widerspruch. Kritiker werden zum Schweigen gebracht.«

**»Mein Ruf war ruiniert, ich war kurz davor, meinen Job zu verlieren«**

Epidemiologie ist eine wissenschaftliche Disziplin, angesiedelt an der Schnittstelle von Medizin und Mathematik. Unter anderem mit Hilfe großer Datensätze werden Faktoren untersucht, die Gesundheit und Krankheit von Menschen bedingen. Eine diffizile Angelegenheit; vor allem, wenn die Untersuchung über einen langen Zeitraum angelegt ist und viele Individuen

erfasst werden – zahlreiche Faktoren können die Ergebnisse verfälschen. Oft werden Metastudien durchgeführt, bei denen das Ergebnis nur so verlässlich sein kann wie die einzel-

nen Quellen. Am Ende steht ein bestimmtes Risikoverhältnis, welches etwa im Fall von Passivrauchen ein erhöhtes Krebsrisiko ausweisen kann.

Die American Cancer Society gibt an, sie habe Enstrom wiederholt darauf hingewiesen, dass die zu erwartenden Ergebnisse wertlos sein würden. Enstrom bestreitet dies. Auch habe der Wissenschaftler behauptet, die Studie sei von der ACS gefördert worden – was nicht den Tatsachen entspreche. Richtig ist: Die Organisation hatte Enstrom einst ihre Daten anvertraut, seine Studien später jedoch nicht weiter finanziert. Die Anschuldigungen der ACS führten schließlich zu einer offiziellen Untersuchung seitens der Universitätsleitung. »Ich war knapp davor, meinen Job zu verlieren. Nur meine langjährige Erfahrung hat mich gerettet, aber mein Ruf war erstmal ruiniert«, sagt Enstrom. Plötzlich stand sein Name sogar in den Akten eines der größten Zivilprozesse in der US-Geschichte der USA. Tabakkonzerne wurden auf Zahlung von 280 Milliarden Dollar verklagt – und die Enstrom-Kabat-Studie als Beleg der Korruptierbarkeit von Wissenschaftlern angeführt. Im Jahr 2007 kam die Universitätsleitung zu dem Schluss, dass keinerlei Fehlverhalten festzustellen war.

**Der Veröffentlichung der Studie folgt ein wahrer Sturm der Entrüstung**

Die ursprünglichen Daten der Enstrom-Kabat-Studie stammen aus einer Krebsvorsorge-Studie der ACS. Mehr als 100.000 Einwohner Kaliforniens, deren Biographien von 1959 bis 1998 verfolgt wurden, bilden die Stichprobe. Besonderes Augenmerk lag dabei auf 35.000 Nichtrauchern, die mit Rauchern verheiratet waren. Die Autoren kamen zu dem Ergebnis, dass so gut wie kein Zusammenhang zwischen Passivrauchen und tabakbedingter Sterblichkeit festzustellen war. In anderen Worten: »Der Zusammenhang zwischen Passivrauchen

und Herzkrankheiten sowie Lungenkrebs könnte erheblich niedriger sein als gemeinhin angenommen.«

Es folgte ein Sturm der Entrüstung. Leser schickten wütende E-Mails und Leserbriefe an die Redaktion des British Medical Journal. Neben wenigen positiven Kommentaren zeigten sich viele »alarmiert«, forderten eine »Entschuldigung« oder ein »Zurückziehen« des Artikels; einige gleich die Ablösung des Chefredakteurs. Die Redaktion war überrascht: Eine derartige Emotionalität ist man im nüchternen Wissenschaftsdiskurs nicht gewohnt. Dennis Bray – Soziologe am GKSS Forschungszentrum in Geesthacht – suchte nach einer Erklärung für diese vehemente Reaktion. Gemeinsam mit seinem Co-Autor Sheldon Ungar untersuchte er die Leserbriefe, analysierte ihren Inhalt und versuchte, die Motivation der Schreiber zu ergründen. Das Ergebnis: Nur wenige Beiträge setzten sich mit dem Inhalt auseinander und wiesen auf methodologische Schwächen hin. Die größte Zahl der Autoren lehnte eine Veröffentlichung von vornherein als »unverantwortlich« und »gefährlich« ab. Das Papier spiele der Tabakindustrie in die Hände und es sei zu befürchten, dass die Industrie zweifelhafte Studienergebnisse zu Werbezwecken missbrauchen könnte. Eine Kontroverse solle vorgetäuscht werden, die nicht existiere. Die Verfasser seien nichts weiter als willfährige Handlanger der Tabakindustrie. Mehr noch: Diese sei die eigentliche Urheberin der Studie. Tatsächlich hatte Enstrom für den letzten Teil seiner Forschung mangels anderer Quellen Geld der Tabakindustrie akzeptiert. Er selbst weist zu Beginn seines Artikels darauf hin – und beteuert gleichzeitig, die Finanzierung habe keinerlei Einfluss auf die Studie gehabt.

In einem weiteren Schritt untersuchten Bray und Ungar die Reaktion der Medien auf die Veröffentlichung. Die Befürchtung der Leserbriefschreiber bestand ja darin, bewusst gestreuter Zweifel könne negative Auswirkungen auf die Anti-Rauch-Bewegung haben. Ein Berichterstattungsanlass war zweifellos gegeben. Umso überraschender das Ergebnis der Medienlese: Es wurde nur marginal, in negativem Zusammenhang oder – im Fall vieler großer Zeitungen, darunter der New York Times – gar nicht über die Studie berichtet. Die Soziologen machen eine Selbstzensur der Medien verantwortlich. Eine weitere Analyse internationaler Medienberichte zum Thema Passivrauchen zeigt, dass kaum ein Artikel das Ausmaß der Gefahr des Passivrauchens in Frage stellt. Nur wenige Artikel setzen sich überhaupt kritisch mit Rauchverboten auseinander – tun sie es doch, dann mit zwei Argumenten: Die Gastronomie und die Rechte von Rauchern müssten geschützt werden.

**»Es ist keine Wissenschaft, auf dünner Datenbasis Kampagnen zu fahren«**

All dies suggeriert einen breiten gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Konsens: Passivrauchen tötet. Punkt. Richard Carmona, damals »Surgeon General« der Vereinigten Staaten – der oberste Hüter der öffentlichen Gesundheit –, brachte es auf den Punkt, als er 2006 einen Report zum Passivrauchen mit den Worten »Die Debatte ist vorbei!« vorlegte. »Die Wissenschaft ist sich einig: Passivrauchen ist nicht nur störend, sondern enorm gesundheitsgefährdend.« Doch einig ist sich die Wissenschaft mitnichten – Beda M. Stadler, Direktor des Instituts für Immunologie an der Universität Bern, formuliert es deutlich: »Rauchen verursacht Krebs, keine Diskussion! Doch der Spruch ›Passivrauchen tötet‹ ist eine Lüge, weil es dafür keine eindeutigen wissenschaftlichen Studien gibt. Es

ist nicht Sache der Wissenschaft, auf einer dünnen Datenbasis aggressive Kampagnen zu fahren.«

In diesem wissenschaftlichen Umfeld dominiert ganz offensichtlich die Angst. Da ist es nur konsequent, dass sich Halbwahrheiten festsetzen und verzerrte Erkenntnisse auf Politik und Öffentlichkeit einwirken. Die »American Cancer Society« etwa behauptet allen Ernstes, es genüge, 30 Minuten in einem verrauchten Raum zuzubringen, um sich nachhaltig zu schädigen. Herzinfarkt und Arterienverkalkung könnten die Folge sein. Mit der wissenschaftlich nicht gedeckten Behauptung, auch kurzfristiger Passivrauch-Kontakt könne tödliche Folgen haben, soll ganz offensichtlich die Einführung umfassender Rauchverbote gerechtfertigt werden. Eine relativ neue Strategie der Anti-Rauch-Missionare, die kritische Wissenschaftler an den Rand der Verzweiflung bringt. Michael Siegel, Professor an der Boston University, war eine Speerspitze der Anti-Rauch-Bewegung und ist mit dafür verantwortlich, dass öffentliche Gebäude und Restaurants mittlerweile rauchfrei sind. Heute gilt er als exkommuniziert: Er hatte sich gegen unsinnige Behauptungen zur Wehr gesetzt und eine nüchterne wissenschaftliche Auseinandersetzung gefordert. »Zu behaupten, 30 Minuten in einem verrauchten Raum genügen, um Arterienverkalkung auszulösen, ist kompletter Unsinn. Selbst bei einem aktiven Raucher würde dieser Prozess 20 Jahre oder länger dauern. Mit Wissenschaft hat all das nichts zu tun.« Es scheint, als könne jeder unwidersprochen Behauptungen aufstellen, so aberwitzig sie auch sein mögen. In einem grotesken Fall von Logik-Verdrehung machte sich ein Stadtrat von Los Angeles kürzlich dafür stark, das Rauchen im gesamten Stadtgebiet zu verbieten. Seine Begründung: Passivrauchen sei schädlicher als Rauchen. Dies sei schließlich wissenschaftlich »erwiesen«.

# Der Kommilitone mit dem Löwenherz

*Hamburg, deine Kerle: Im Hörsaal sitzen sie unscheinbar neben uns – außerhalb der Uni setzen sie alles aufs Spiel. Drei Porträts außergewöhnlicher Kommilitonen.*

## Trance unter Wasser

**W**ER ALS KIND öfter mit seinen Eltern durch den Elbtunnel gefahren ist, kennt das Spiel. Bei der Einfahrt hält man die Luft an und versucht, während der Durchfahrt nicht zu atmen. Rein theoretisch schafft **TOM SIETAS** das bei Tempo 80 sogar dreimal hin und zurück. Das würde etwa 15 Minuten dauern. Einmal die Tagesschau oder die Halbzeitpause beim Fußball.

Tom Sietas ist Apnoetaucher und hat in vier Jahren Dutzende Weltrekorde gesammelt. Sein Lehramtsstudium (Eng-

lisch und Metalltechnik) an der Uni Hamburg betreibt der 31-Jährige nur noch nebenbei. Tauchen ist sein Hobby, sein Beruf, sein Leben – und sein Risiko. Apnoe stammt aus dem Griechischen und bedeutet »ohne Luft« oder »atemlos«. Es gibt verschiedene Tief- und Weittauchdisziplinen sowie das statische Apnoe, bei dem nur die Zeit zählt. Die gesundheitlichen

Foto: Philipp Reiss





Risiken sind immens: Im letzten Jahr verstarb beim Training der ehemalige französische Weltrekordhalter Loïc Leferme, wenige Jahre zuvor seine Landsfrau Audrey Mestre.

Warum gehen Menschen solche Risiken freiwillig ein? »Weil es sehr viel Spaß macht«, sagt Tom. Er konzentriert sich auf das statische Apnoe und das Streckentauchen. Dabei drohen Gefahren, wenn der Sauerstoff knapp wird: das »Samba« – unwillkürliches Muskelzucken – und der Blackout. Für solche Eventualitäten gilt: Tauche niemals allein!

»Tom ist ein risikobewusster Taucher – im Gegensatz zu manch anderen, die ich bei den Weltmeisterschaften gesehen habe«, meint seine Freundin Sarah. Obwohl sie sich keine Sorgen macht und darauf vertraut, dass Tom seine Grenzen kennt, findet sie es doch manchmal ein bisschen unheimlich, wenn er beim statischen Apnoe minutenlang leblos im Wasser liegt oder mit blau verfärbten Lippen wieder auftaucht.

***Wenn der Körper nach Sauerstoff schreit, treibt ihn nur noch die Willenskraft***

Juli 2008, ein Schwimmbad in Mundsburg: Tom will sich den Weltrekord im Streckentauchen ohne Flossen zurückholen, den ihm ein Däne 2007 abgejagt und auf 186 Meter verbessert hatte. Der Hamburger Student hat seine Atemtechnik, das »Packing«, so weit perfektioniert, dass er zehn Liter Luft speichern kann – mehr als das Doppelte des normalen Lungenvolumens. Am wichtigsten ist allerdings die Gelassenheit: »Ich versuche, dabei an gar nichts zu denken, in eine Art »Flow« zu kommen.« Dass er gerade bei dieser Unterwassertrance seine Grenzen überschreitet, Signale wie den Tunnelblick oder verschwommene Sicht ignoriert und seine Gesundheit riskiert, hält er für

ausgeschlossen: »Das Unterbewusstsein ist zu stark. Wenn ich in den Grenzbereich komme, sprudelt Adrenalin und das Gehirn ergreift Selbstschutzmechanismen.«

Die Herausforderung beim Streckentauchen ist groß: »Die Muskeln verbrauchen Sauerstoff; wird dieser knapp, fangen sie an zu brennen«, erklärt Tom. Wenn die Muskeln erst schmerzen, dann kaum noch spürbar sind, wenn sein Zwerchfell zu kontrahieren anfängt und der Körper nach Sauerstoff schreit, treibt ihn nur noch seine Willenskraft weiter und hilft, den Atemreflex zu unterdrücken. »Die Entscheidung zum Auftauchen ist rein rational.«

Im Neoprenanzug gleitet Tom zum Rekordversuch in den Pool. Um den Hals und um die Hüften trägt er Gewichte, damit er im Wasser weniger Auftrieb hat. Höchste Konzentration: Toms Blick verliert sich meditativ über dem Wasser. An den Beckenrand gelehnt, ruhig atmend, scheint er mental schon abgetaucht zu sein. Eine halbe Minute vor dem Start beginnt er mit der Hyperventilation, um so den Sauerstoffanteil in der Lunge zu steigern. Das verzögert den Atemreflex. Dann geht es los. Lautlos taucht er in die Unterwasserwelt ein. Seine Bewegungen sind ganz darauf ausgerichtet, möglichst wenig Sauerstoff zu verbrauchen. Pro Bahn braucht er nur drei Züge.

»Die ersten 100 Meter sind kritisch. Wenn es bis dahin gut läuft, kann ich vielleicht ein bisschen die Augen zumachen«, hatte er vor dem Start gescherzt. Heute scheint alles zu stimmen: Gelassenheit, Konzentration, Disziplin und Ehrgeiz. Mit der Nase nur wenige Zentimeter vom Beckengrund entfernt, folgt Tom der Bahnmarkierung – Bahn um Bahn wie ein Fisch im Wasser, ganz in seinem Element. Nach 4 Minuten und 19 Sekunden taucht er auf. Geschafft: 213 Meter! Rekord gebrochen. »I am okay!«, ruft er den Kampfrichter zu, nimmt die Brille ab und ballt die Fäuste zum Jubeln.

TEXT MARCO LANGE



Foto: Marco Lange

## ***Spielball der Wellen***

**THILO MAACK** IST Regenbogenkrieger bei Greenpeace. Der 40-Jährige leitet als »Oceans Campaigner« die Walschutz-Kampagne. Neben seinem Bürojob zieht es den Vater zweier Töchter immer wieder hinaus auf See. Seine riskanteste Mission als Schlauchbootaktivist: Er legte sein Leben in die Waagschale und warf sich vor einen Fischtrawler, um so das Leben von Delfinen zu retten.

Der diplomierte Meeresbiologe begann sein Studium 1991 in Hamburg und kehrte 1999 in die Hansestadt zurück, um bei Greenpeace ein Praktikum zu absolvieren. »Dass Leute mit dem Leben für diese Sachen eintreten, hat mir von Anfang an imponiert«, erklärt er heute seinen Entschluss, zur Umweltorganisation zu gehen. Dass Greenpeace aktiv wird, um Missstände abzuschalten, macht für den Hamburger den Unterschied zu anderen Umweltschützern aus. »Es gibt viele Umweltorga-

nisationen, deren schärfste Waffe eine Presseerklärung ist. Bei uns steht das Handeln im Vordergrund: Mit einer Presseerklärung stoppt man keinen Fischtrawler!«

Einen Fischtrawler stoppen: Genau das hat Thilo damals auf seiner gefährlichsten Fahrt im Ärmelkanal gemacht. Greenpeace will gegen die Wolfsbarschfischerei protestieren, bei der zwischen zwei Trawlern ein Schleppnetz gespannt wird, das nicht nur für Wolfsbarsche, sondern auch eine Menge anderer Fische, Delfine und Wale zu einer Todeszone ohne Entrinnen wird.

***»Mit Pech gerät man zwischen die Trawler: Das wäre ein sehr finaler Protest«***

Thilos Schlauchboot kreuzt vor die Fangschiffe. Will er den Fischtrawler stoppen, muss er jetzt ins Wasser springen. Er trägt einen Überlebensanzug, der ihn zwar über Wasser hält, in dem er aber komplett bewegungsunfähig ist. »Du fühlst dich wie ein Gummibärchen in der Tüte!« Im Wasser muss sich der Aktivist auf seine Kollegen



Foto: privat

Aktivist Maack: Protest in den Wellen

im Schlauchboot verlassen. Er ist Spielball von Wind und Wellen, kann an seiner Lage selbst nichts mehr ändern. Mit einer Greenpeace-Fahne in der Hand treibt Thilo in der See und der Trawler auf ihn zu.

»Ich hatte dabei sehr gemischte Gefühle«, sagt Thilo heute lakonisch. »Wenn die Trawler so auf einen zu fahren, wird man automatisch von der Bugwelle zur Seite gedrückt. Es sei denn, man gerät zwischen die Trawler und ins Netz. Das wäre dann doch eine sehr finale Form des Protests.«

Damals führte sein Einsatz dazu, dass die Fischer ihre Fahrt abbrechen mussten. Ein Teilerfolg: Thilo und seine Mitstreiter retteten einigen Delfinen unmittelbar das Leben. Viel später konnte auch auf politischem Weg ein Erfolg erzielt werden: Heute sind Beobachter an Bord der Fischtrawler vorgeschrieben, die nach Delfinen Ausschau halten. Werden Tiere gesichtet, muss die Fischerei unterbrochen werden.

Wenn Thilo hinterfragt, ob es sich tatsächlich lohnt, das eigene Leben im Einsatz um höhere Werte und Ziele zu riskieren, zieht er ein durchweg positives Fazit: »Ich ärgere mich immer mehr über die Dinge, die ich nicht getan habe, als über die Dinge, die ich getan habe. Selbst wenn die Sachen, die ich gemacht habe, in die Hose gehen: Hauptsache, ich hab's gemacht!«

Obwohl die Schlauchbootaktivisten mitunter ihr Leben aufs Spiel setzen – schließlich könnte ein unnachgiebiger Fischer oder Walfänger trotz kreuzender Schlauchboote seine Harpune abfeuern –, scheint die Risikokalkulation der Umweltorganisation aufzugehen. Thilo Maack, der bei seinem Protest gegen die Schleppnetzfisherei bereits mit Schraubenschlüsseln und Fäkalien beworfen wurde, weiß von keinem Mitstreiter, der sich ernsthaft verletzt hätte. »Mir ist immer bewusst, was ich tue und worauf ich mich einlasse«, betont er und ergänzt nach einer kleinen Pause, »und was das bedeuten kann.«

TEXT MARCO LANGE



Foto: Claudia Hübner

## Dunkles Wasser

**D**ER STUDENT DANIEL BATLLE ist Feuerwehrmann. Seit 16 Jahren schon, erst bei der Freiwilligen, später dann bei der Berufsfeuerwehr. Doch einfach nur Feuerwehrmann zu sein, reicht ihm nicht: Er macht den Flugschein und versucht sich in der Luftrettung. Bei einer Übung am Matterhorn lässt er sich aus einem Hubschrauber abseilen. Fragt man ihn aber nach dem Gefährlichsten, das er bislang getan hat, kommt als Antwort sofort: das Rettungstauchen.

Eher zufällig kam Daniel 2002 – damals 29 Jahre alt – zur Zusatzausbildung zum Rettungstaucher bei der Berufsfeuerwehr Billstedt. Die Tauchergruppe war gerade bei einer Übung; Batlle sah aus reiner Neugier vorbei. Dann probierte er es selbst einmal aus, sprang in den Pool, legte sich das Atemgerät am Grund des Beckens an und tauchte stolz wieder auf: eine neue Herausforderung.

Selbst in der Ausbildung ist die Gefahr stets real. Die Leine, an der die Taucher festgemacht sind – die Verbindung zu den Kollegen – verhakt sich bei fast jedem Tauchgang. Während einer Übung in einem vereisten See verfang sich Daniels Leine an einem Ast – erst in letzter Minute konnte er sie los machen und von den Kollegen durch das Einstiegsloch im Eis wieder aus dem See gezogen werden.

Im Juni 2003 wird Daniel Batlle spätabends zu einem Einsatz an den Krupunder See gerufen. Ein 31-jähriger Mann ist im See ertrunken. Als er zusammen mit seinem Kollegen eintrifft, sind bereits 80 Einsatzkräfte vor Ort. Mit Schlauchbooten suchen sie den See ab, angeln nach dem Körper des Ertrunkenen. Vergeblich. »Die können gar nichts machen. Du bist derjenige, der da reingeht«, sagt Daniel. »Alle Erwartungen werden auf dich gesetzt.« Er taucht von der einen Seite, sein Kamerad von der anderen Seite des Sees ins Wasser. Es ist dunkel, das Wasser trübe. Er sinkt bis auf den

**Kostenlose  
Auskunft & Beratung**

**dgboffice** campus

**für studentische  
ArbeitnehmerInnen**

Auskunft für alle – Beratung nur für Mitglieder einer DGB-Gewerkschaft

**Sprechstunden: Mittwoch u. Donnerstag 14:30 – 17:30**  
Stellenwerk, ESA-Westflügel, Raum 008

**Kontakt:** Tel. (040) 414 310 014 (Anrufbeantw.)  
rechtsberatung@dgb-campus.de | www.dgb-campus.de



Grund ab und wühlt sich mit rudern den Armen durch den Schlamm. Ein Kollege am Ufer zieht an Daniels Leine, dirigiert ihn so in Kreislagen über den Grund. Jedes Mal, wenn Daniel etwas zu fassen bekommt oder irgendwo anstößt, zuckt er zusammen. Doch immer wieder ist es nur ein Ast oder ein Stein. »Ich hatte ja die Gewissheit: Hier liegt einer. Ein Mann in meinem Alter.« Also rudert er weiter mit den Armen, setzt die Suche fort. Er stellt es sich befreiend vor, den Körper endlich zu finden. Das Signal an die Wartenden geben zu können. Dazu ist er ja hier.

**»Pass auf meine Kinder auf, wenn ich nicht zurückkomme«, bat der Kollege**

»Wir sind zwar Rettungstaucher«, sagt Daniel Battle, »aber in Wirklichkeit retten wir niemanden. Wenn wir kommen, ist es meistens zu spät: Wir bergen nur noch.« Er denkt an die Hinterbliebenen: »Für sie ist es wichtig, dass jemand kommt und sucht. Da funktioniert man einfach, auch wenn die Gedanken demoralisierend sein mögen.«

Eine Dreiviertelstunde ist Daniel bereits im Wasser. Dann spürt er, wie seine Leine zuckt: Morsezeichen. Das Kommando: »Auftauchen!« Sein Kamerad war schneller und hat den Mann gefunden. Dieser kann, wie die Taucher es erwartet hatten, nur noch tot aus dem Wasser gezogen werden. Wenn er von diesem Einsatz erzählt,

spricht Daniel Battle in der Gegenwart. Manchmal scheint es, als sei er noch immer bei der Tauchergruppe. Er sagt: »Wir sind 365 Tage im Jahr rund um die Uhr einsatzbereit. In zwei bis drei Minuten können wir ausrücken.« Doch seit er vor vier Jahren begonnen hat, an der Uni Hamburg Geographie zu studieren, sind seine Einsätze seltener geworden. Einschließlich seiner Ausbildung war Daniel drei Jahre bei der Tauchergruppe. »Wir sind schon so eine Art Eliteeinheit. Viele scheitern bereits in der Ausbildung und geben nach den ersten zehn Übungseinsätzen auf.«

Durch sein Studium eröffnen sich Daniel Battle weitere Aufstiegsmöglichkeiten bei der Feuerwehr. Doch das Studium ist nicht der einzige Grund, weshalb er bei der Tauchergruppe derzeit pausiert. Wenn er an das Risiko während eines Einsatzes denkt, hat er noch heute ein mulmiges Gefühl. Ein besonders eindrückliches Erlebnis hatte dabei gar nichts mit einem eigenen Einsatz zu tun. Einer seiner Kollegen, »ein richtiger Haudegen«, wie Battle sagt, musste zu einem Einsatz im Nord-Ostsee-Kanal. Bevor er in den Hubschrauber stieg, nahm er Battle zur Seite und bat ihn: »Pass auf meine Kinder auf, wenn ich nicht zurückkomme.« Seiner Familie und seiner Freundin hat Daniel Battle das allerdings nie so genau erzählt. »Aber ich bin es mir und anderen schuldig, unversehrte nach Hause zu kommen.«

TEXT HANNES SCHETTLER



Kleine Ursache, große Wirkung. Bei GRAVIS bekommen Sie mehr – mehr Service, mehr Kompetenz, mehr Aufmerksamkeit und exklusive GRAVIS Vorteile. Kommen Sie vorbei, und probieren Sie es aus.

Ganz in Ihrer Nähe und im Internet: [www.gravis.de](http://www.gravis.de)



Authorised Reseller

GRAVIS Store Hamburg City | Ida-Ehre-Platz 1-3 | 20095 Hamburg  
GRAVIS Store Hamburg Uni | Grindelallee 25 | 20146 Hamburg



**UNIVERSAL**  
DAS CAMPUSJOURNAL

Einschalten!

Jeden 2., 4. und 5. Samstag im Monat  
live von 14 - 15 Uhr auf TIDE 96.0

Mach mit!  
[www.universal-campusjournal.de](http://www.universal-campusjournal.de)

Dein Hamburger  
Uni-Radio



# Noten fürs Volk

*Professionelle Datensammler haben Hochkonjunktur. Begierig lassen Banken, Telekommunikationsfirmen und Elektrohändler ihre potentiellen Kunden bewerten. Geliefert wird, was gefragt ist: vom Schuldenstand bis zur Schuhgröße – nur allzu häufig ohne das Wissen der Betroffenen.*

VON DOMINIK BETZ & FLORIAN DIEKMANN

**P**OST FÜR CLARA SEIFERT. Per Brief teilt ihr ein Mobilfunkanbieter mit, dass ein Vertragsabschluss mit der 31-jährigen leider nicht möglich sei. Die Begründung: Ihr Profil passe nicht zum Unternehmen. Profil? Kein Vertrag? Da muss ein Fehler vorliegen, denkt sich die Dresdner Schauspielerin – und ruft die Hotline an. Das Ergebnis der Unterredung: Ein Fehler liege keinesfalls vor, eine Bewertung ihrer Person sei negativ ausgefallen. Das Risiko eines Vertrages mit ihr sei für das Unternehmen schlichtweg zu hoch.

Kleiner Schönheitsfehler dieser Bewertung: Seifert ist seit Jahren fest engagiert am Dresdner Staatsschauspiel, war nie arbeitslos, hatte weder Schulden bei einer Bank noch geplatzte Kredite. Mit anderen Worten: Sie wähte sich absolut kreditwürdig – für einen Allerweltsvertrag sollte es doch zumindest reichen. Erbozt und verunsichert verlangt sie weitere Auskunft.

So genau wisse man das auch nicht, sagt die freundliche Mitarbeiterin, die Bewertung erfolge automatisiert. Entscheidend könne etwa ihr Wohnort sein. Eine Ablehnung aufgrund des Wohnortes? Von dieser Art der Diskriminierung hat Clara Seifert noch nie gehört. Das Zauberwort für Kundenbewertungen im großen Stil: Scoring.

Laut einer repräsentativen Umfrage wissen nur etwa 15 Prozent der Verbraucher in Deutschland etwas mit dem Begriff anzufangen. Kaum jemand ahnt, dass er bei alltäglichen Verrichtungen – der Buchbestellung im Internet, dem Anruf bei der Provider-Hotline, dem Ratenkauf des Notebooks – in Sekundenschnelle automatisiert durchleuchtet und eingestuft wird, entweder als Risiko- oder Premiumkunde. Weitgehend unbekannt ist, dass bis zu 300 Merkmale wie Wohnumfeld, Häufigkeit der Umzüge oder die Automarke in statistische Modelle einfließen, die am Ende darüber entscheiden, ob man seinen neuen Flachbildschirm auf Rechnung bestellen darf oder Vorkasse leisten muss.



Grenzenlose Neugier: Bis zu 300 persönliche Merkmale werden genutzt, um Kunden einzustufen.

Das Scoring besorgen in Deutschland eine Handvoll Dienstleister, sogenannte »Auskunfteien«. Die bekannteste unter ihnen ist die Schufa, die nach eigenen Angaben 433 Millionen Einzeldaten zu 65 Millionen Personen gespeichert hat. Die Schufa war ursprünglich gegründet worden, damit sich Unternehmen untereinander über säumige Schuldner informieren konnten. Dieses Instrument ist – sofern es funktioniert – für beide Seiten sinnvoll: Gläubiger werden vor Zahlungsausfällen bewahrt, Verbraucher vor der Schuldenfalle. Die aktuelle Kreditkrise in den USA ist ein abschreckendes Beispiel für die verheerenden Folgen unverantwortlich vergebener Kredite.

Die Schufa ist auch der erste Gedanke von Clara. Also der nächste Anruf bei einer Hotline, diesmal beim Schufa-Servicetelefon. Hier versorgt man die Ratlose mit einer Selbstauskunft, in der – welch Überraschung – keine Negativ-Einträge aufgeführt sind. Ein wenig mehr Information bekommt sie auch noch: Während die Schufa nur kreditrelevante Informationen spei-

chert und verarbeitet, gilt dieses Prinzip nicht für die Konkurrenz. So wirbt etwa die Schober Information Group mit zehn Milliarden Zusatzinformationen unterschiedlichster Natur zu 50 Millionen deutschen Privatadressen und »Detailinformationen zu konkreten Lifestyle- und Konsumgewohnheiten«. Mit anderen Worten: Bei Schober ist man unheimlich gut informiert.

Die Firma Creditreform/CEG gibt an, Bewertungen über 18 Millionen Gebäude in Deutschland zu besitzen. Offenbar war Clara im Zuge einer undurchsichtigen Bewertungskette zum Risikofall degradiert worden. Welche Auskunftei was für negative Daten an den Mobilfunkkonzern übermittelt hatte, konnte oder wollte der Kundendienst auch auf Nachfrage nicht beantworten.

Die Auskunfteien hüten ihre Modelle unter Hinweis auf das Geschäftsgeheimnis wie einen Schatz. Coca-Cola gebe seine Rezeptur ja auch nicht heraus, lässt die Schufa-Sprecherin verlauten.

*»Scoring ist statistische Kaffeesatzleserei.  
Die Fehlerwahrscheinlichkeit dabei ist riesig«*

Dieses Argument treibt Daten- und Verbraucherschützer auf die Palme: »Es geht um gleiche Augenhöhe. Der Verbraucher muss bei einem Geschäft doch wissen, was sein Gegenüber von ihm zu wissen glaubt und auf welcher Grundlage dieser seine Entscheidungen trifft, sonst sind die Marktmechanismen außer Kraft gesetzt«, erregt sich etwa Frank-Christian Pauli vom Verbraucherzentrale Bundesverband (vzbv).

Ohnehin hält er von der Aussagekraft des Scores recht wenig: »Das ist statistische Kaffeesatzleserei. Die Fehlerwahrscheinlichkeit ist riesig.« In einem Test der Verbraucherschutzzentrale erhielt der Schufa-Chef mit 93 Prozent einen niedrigeren Wert als ein Tester, der sich als Programmierer ausgeben hatte.

**Personenbezogene Daten sind ein wertvolles und heiß begehrtes Handelsgut**

Creditreform/CEG-Sprecher Michael Bretz hält dagegen: »Unsere Kunden wollen das Geschäft doch machen, die haben an falschen Ablehnungsquoten überhaupt kein Interesse. Und es gibt einen starken Wettbewerb unter den Auskunftsteilen, wer das Risiko am besten bewertet.«

Datenfänger warten im Alltag überall. Ob soziale Netzwerke im Internet, Gewinnspiele, Umfragen – vieles dient einfach nur dazu, weitere Einzelheiten über das Individuum verfügbar zu machen. Tatsächlich sind personenbezogene Daten ein wertvolles Handelsgut, oft wandern sie über viele Stationen, werden immer weiter verkauft, ohne dass der Betroffene es mitbekommt. Er besitzt zwar das Recht, seine Einwilligung in die Verwendung seiner Daten zurückzuziehen. In der Praxis ist dies jedoch schlicht unmöglich. Verbraucherschützer

fordern daher vehement den »Sammelrückruf«. Ein Widerruf müsste dann an alle Firmen weitergegeben werden, an die die Daten verkauft wurden. Realistisch gesehen ein hoffnungsloses Unterfangen.

Probleme hat inzwischen auch der Innenminister erkannt. Schäuble will das Bundesdatenschutzgesetz in Bezug auf das Scoring verschärfen. So sollen nur »anerkannte« statistische Verfahren zur Errechnung des Scores zulässig sein – was einschließt, dass sie von den Auskunftsteilen offengelegt werden müssen, um von einer unabhängigen Stelle geprüft werden zu können. Die Verbraucher sollen kostenfrei Auskunft erhalten, welche Daten über sie gespeichert wurden. Zudem sollen sie das Recht erlangen, »in nachvollziehbarer Form« zu erfahren, wie ihre Einstufung zustande kommt. Ein vielversprechender Ansatz: Dumm nur, dass nicht zuletzt aufgrund intensiver Lobby-Bemühungen der Industrie Mitte August ein Gesetzentwurf vorgestellt wurde, der bis zur Unkenntlichkeit verwässert ist. Falls der umstrittene Entwurf durchgesetzt wird, bleibt wohl alles beim Alten: Wenn der Bürger nicht weiß, wo er nachfragen soll, dann wird er es auch nicht tun. Logisch. Verwunderlich für den Bundesdatenschutzbeauftragten Peter Schaar ist zudem, dass Bewertungen aufgrund von Wohnlagen zukünftig ausdrücklich erlaubt sein sollen.

Clara Seifert hat schließlich einen Brief an den Mobilfunkbetreiber geschrieben – und den gewünschten Vertrag doch noch bekommen. Die Gründe für den Sinneswandel des Unternehmens bleiben verborgen, ebenso wie sämtliche vorausgegangene Bewertungen. Nachhaken lohnt also. 🐸

**Glaubst du wirklich noch an Märchen?**



**KISSNOFROG**

**Lass dich nicht verarschen...  
...triff neue Leute live via Webcam!**

**[www.kissnofrog.com](http://www.kissnofrog.com)**

# Ruhe bewahren!

## Gebrauchsanweisungen für den Fall der Fälle

VON MIRKO MARQUARDT / ILLUSTRATIONEN PHILIP SMOLINSKI

WAS TUN ...

*... wenn das Auto versinkt?*



**Ruhe bewahren.**

Sofort die Fenster öffnen, um den Wasserdruck auszugleichen – sonst lassen sich die Türen nicht öffnen. Fenster notfalls eintreten oder mit einem schweren Gegenstand einschlagen.



So schnell wie möglich den Wagen verlassen. Autos mit Frontantrieb sinken sehr steil und könnten aufs Dach kippen.



Sollte sich das Fenster nicht öffnen lassen: abwarten, bis sich das Auto fast komplett mit Wasser gefüllt hat. In der verbliebenen Luftblase: tief einatmen und dann die Luft anhalten.



Sobald das Auto vollständig mit Wasser gefüllt und der Druck innen und außen ausgeglichen ist, sollten sich die Türen öffnen lassen.

WAS TUN ...

*... wenn ein Krokodil angreift?*



**Ruhe bewahren.**

Nach Möglichkeit die Augen des Krokodils bedecken, das soll beruhigend auf das Tier wirken.



Mit einem Gegenstand oder der Faust verteidigen. Auf Augen und Nasenlöcher des Krokodils zielen.



Hat das Krokodil zugebissen: verhindern, dass es sich herumrollt oder sein Opfer schüttelt. Dazu die Schnauze des Krokodils zuhalten.



Sanft auf die Schnauze klopfen. Mit Glück öffnet das Krokodil daraufhin sein Maul.



WAS TUN ...



### ... wenn der Fallschirm versagt?



#### **Ruhe bewahren.**

Den Luftwiderstand vergrößern, um den Fall zu verlangsamen. Dazu die Arme und Beine ausbreiten, den Rücken durchdrücken und den Kopf in den Nacken legen.



Ist ein weiterer Springer in der Nähe: heranwinken und mit beiden Armen vorne in seinen Gurten einhaken – und zwar kräftig: Der Ruck beim Öffnen seines Schirms wird eure Arme mit hoher Wahrscheinlichkeit brechen.



Nach einer Landefläche Ausschau halten: Straßen und Gebäude meiden; Autodächer und Vegetation sind besser; tiefes Wasser ist am besten.



Den Körper entspannen, damit sich die Energie des Aufpralls nicht so stark auf lebenswichtige Organe überträgt. Möglichst mit den Füßen voran landen. Abrollen und den Kopf mit Armen und Händen schützen, wenn man vom Boden abprallt.

WAS TUN ...



### ... wenn eine Atombombe fällt?



#### **Ruhe bewahren.**

Auf keinen Fall in den Feuerball schauen – das führt zu Blindheit.



Sofort Schutz suchen, zum Beispiel in einem Graben oder einer anderen Vertiefung. Möglichst flach hinlegen. Nach wenigen Sekunden trifft die Hitzewelle ein, kurz danach die Schockwelle.



Wenn kein anderer Schutzraum in der Nähe ist: den eigenen Schutz verbessern – zum Beispiel, indem man Erde um sich herum aufschüttet. 48 Stunden abwarten, in dieser Zeit reduziert sich die Strahlenbelastung durch die Halbwertszeit stark.



Besser: Sofort einen stabilen Schutzraum aufsuchen. Von entflammenden Materialien fernhalten, die in der extremen Hitze sofort Feuer fangen können.



Nach Möglichkeit einen fensterlosen Raum aufsuchen: Fenster werden von der Druckwelle zerstört. Nahrungsmittel rationieren und vor dem Verzehr waschen. Nie mehr als einige Minuten draußen verbringen, dabei möglichst viel Kleidung tragen.

## 59 *Küssen verboten*

*Seit drei Jahren sind Mert und Birkan ein Paar – und halten es geheim. Denn in der Türkei ist Homosexualität noch immer kaum akzeptiert, selbst in der liberalen **Metropole Istanbul** nicht.*

### 50 *Felsentänzer*

Katalonien gilt als vorzügliches Revier für Sportkletterer. Die internationale Elite trifft sich im Pyrenäenort St. Linya.

### 57 *»Ich muss mich an mir selbst messen«*

Der Schweizer Ueli Steck ist einer der besten Extrembergsteiger der Welt. Ein Gespräch über das Risiko am Berg

### 64 *Die Katastrophenrechner*

Rückversicherer federn die Risiken anderer Versicherungen ab. Das akribisch kalkulierte Risiko ist ein Milliardengeschäft.

### 66 *Schadensbericht*

Vom Hurrikan bis zum Tsunami: Naturkatastrophen und ihre tödliche Bilanz

### 68 *Vom Hörsaal an die Front*

Ein israelischer Student im Kriegseinsatz

# *Ausland*





# Felsentänzer

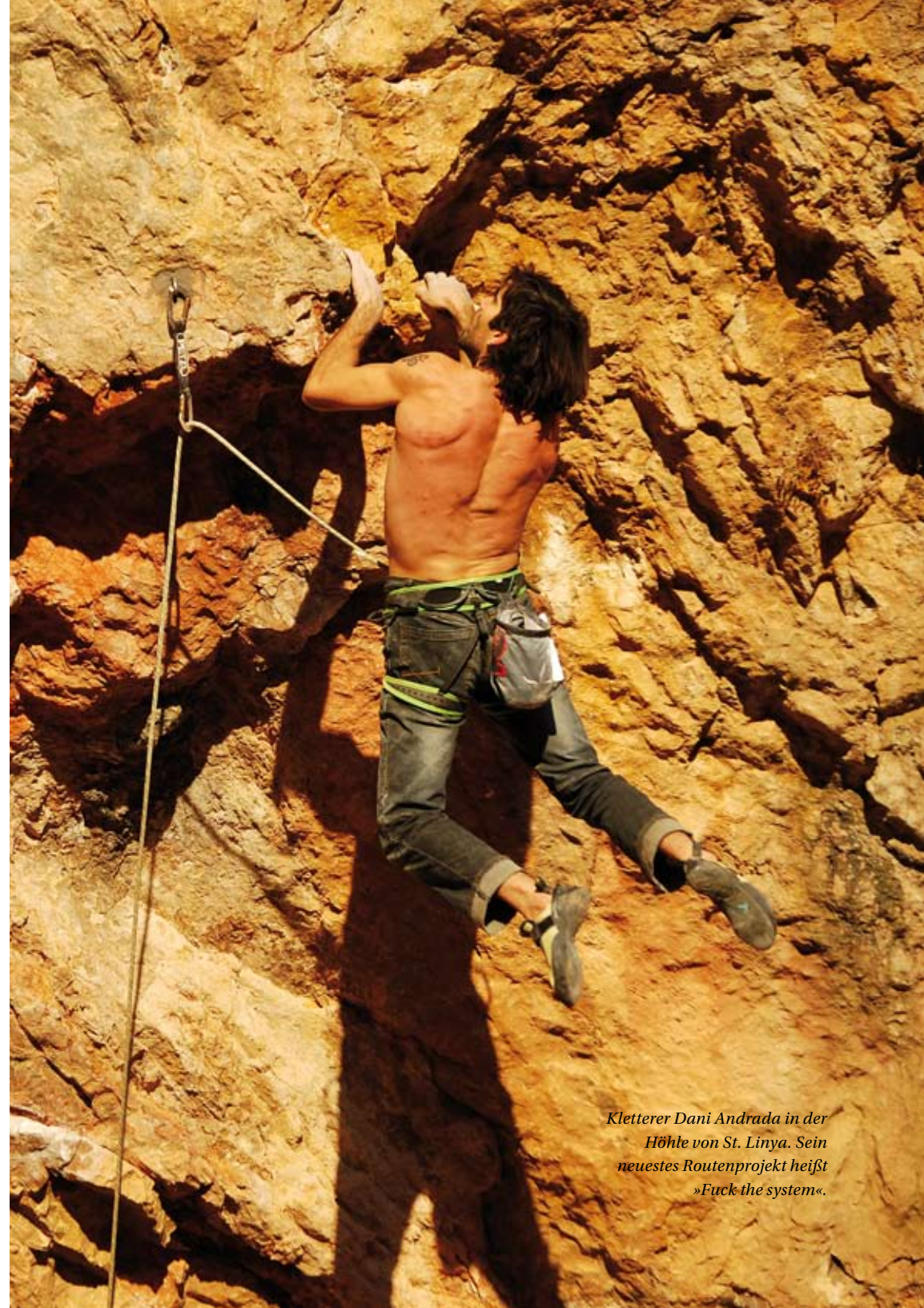
*Katalonien gilt als vorzügliches Revier für Sportkletterer. Scheinbar ameisengroß kleben die Menschen am Riesenfels. Ein Treffen mit Bergverrückten im kleinen Pyrenäenort St. Linya*

VON ANNIKA MÜLLER (TEXT & FOTOS)

**D**IE BEINE ZITTERN, der Atem wird flach, Schweiß rinnt über meine Stirn. Die feuchten Hände suchen nach Halt am brüchigen Fels. Eine Ewigkeit, so scheint es mir, hänge ich bereits in der Wand. War ich eben noch forsch und unbedarft durch das leichte Gelände geklettert, fühle ich mich nun hilflos und zerbrechlich in der Millionen Jahre alten Felswand. Plötzlich erscheint mir der zuvor so zahme Berg voller Tücken. Hätte ich nicht trotz des geringen Schwierigkeitsgrades ein paar Sicherungen mehr legen sollen? Vor meinem inneren Auge sehe ich mich bereits in die Tiefe stürzen. Nicht ganz unwahrscheinlich: Vom letzten Haken, einem unsauber gelegten Klemmkeil, trennen mich bereits sechs oder sieben Meter. Darunter: eine scharfe Felskante. Hält der Haken nicht, droht Schlimmes. Ich fluche innerlich und überwinde mich schließlich dazu, beherzt in das bröckelige Gestein über mir zu greifen und mich bis zur nächsten Sicherungsmöglichkeit hinauf-zuhangeln. Ob mein Haken gehalten hätte oder nicht, erfahre ich zum Glück nie.

Ähnliche Situationen kennt wohl jeder Felskletterer: Was zunächst einem Spaziergang gleicht, wird plötzlich zu einem gefährlichen Abenteuer – oder erscheint zumindest dem Kletterer so. Das subjektive Risikoempfinden pendelt von einem Extrem zum anderen. Die reflexhafte Angst legt sich oft über die rationale Urteilsfähigkeit. Die eigentlichen Gefahren werden dabei besonders von unerfahrenen Kletterern oft unter-, nicht selten aber auch überschätzt. Klettern ist mit Risiken verbunden. Doch es muss differenziert werden: Die meisten Klettertouren sind alles andere als ein Spiel auf Leben und Tod. Besonders das sogenannte Sportklettern, mit fest in der Wand verankerten Haken, ist relativ gesehen ein verletzungsarmer Sport. »In letzter Zeit Sorge ich mich zwar etwas um meine Finger«, sagt der spanische Sportkletterer Edu Marin. »Sonst habe ich mich aber noch nie verletzt.«

Marin blickt bedauernd auf seine Hände. Ein Kapselschaden zwingt ihn zur Ruhepause, seit er im Kindesalter mit dem Klettern begann. Den Boulder-Wettkampf »X-Tone« im spanischen Casteldans muss



*Kletterer Dani Andrada in der Höhle von St. Linya. Sein neuestes Routenprojekt heißt »Fuck the system«.*



er darum als Zuschauer verfolgen. Beim Bouldern werden an Felsbrocken, die gerade so hoch sind, dass man sich beim Absprung nicht verletzt, hochgradig schwierige Züge vollführt. Marins Kletterfreund, der US-Amerikaner Chris Sharma, hängt sich gerade mit einem dynamischen Schwung auf einen der Blöcke hinauf. Das Publikum jubelt: Diesen besonders schweren Boulder hat vor Sharma noch niemand geschafft – Sieg.

Auch Sharma, der mit seinen blonden Haaren und dem treuen Blick zum Medien- und Frauenliebling avancierte, sich aber vor allem durch seinen ästhetischen, fast tänzerischen Kletterstil einen Namen machte, blieb seine ganze Karriere über unverletzt. »Und das, obwohl ich doch eigentlich bereits zu den Alten gehöre«, lacht der gerade einmal 27-Jährige, der lange als zukunfts-trächtigstes Klettertalent gefeiert wurde – bis Jüngere ihn ablösen. »Ich bin durchaus vernünftig und habe die Gefahren immer genau kalkuliert. Mein Vater würde sich wohl mehr Sorgen machen, wenn ich mit einer Jugendgang durch die Straßen ziehen würde.«

Die eigentlichen Gefahren des Lebens lauern ganz woanders, bestätigt auch Edu Marin (Foto). Er weiß, wovon er spricht: Seit zwei Jahren ist er von offiziellen Wettkämpfen wegen Kokainkonsums ausgeschlossen. Zuvor hatte er auf Platz sieben des Weltcups im Hallenklettern gelegen. Kletterer sähen sich heute oft eher als Sportler denn als Abenteurer, versucht sich Dani

Andrada, der mit Sharma und Marin ein eingeschworenes Trio bildet, an einer Einordnung. Er selbst habe in seiner Jugend viele »Dummheiten« begangen, war ohne Seil, im sogenannten »Free Solo«-Stil, schwierige Touren bis auf viele hundert Meter Höhe geklettert. »Man kann vielleicht sagen, dass meine Generation einen Mentalitätswechsel erlebt hat«, sagt der 33-jährige Spanier.

In den neunziger Jahren sei es noch normal gewesen, beim Klettern vor allem das Risiko zu suchen. »Heute orientieren sich professionelle Sportkletterer eher an der Gefahrenminimierung.« Diese Entwicklung sei einerseits sehr bedauerlich, andererseits sei er heute selbst extrem sicherheitsbewusst. »Ich brauche mir nichts mehr zu beweisen und kann auch anderen nicht abverlangen, dass sie ihre Gesundheit aufs Spiel setzen, nur um als vollwertige Kletterer anerkannt zu werden.« Bei den Routen, die Andrada – überwiegend in seiner Wahlheimat Katalonien – selbst in den Fels schraubt, achtet er darum peinlichst genau darauf, dass die Verletzungsgefahr im Falle eines Sturzes gering ist. In einer Höhle nahe des kleinen Pyrenäenorts St. Linya säubert »Hausherr« Andrada die von ihm gelegten Routen von herausbrechenden Steinen und überprüft regelmäßig die Haken. Seiner emsigen Arbeit ist es zu verdanken, dass die Höhle zu einem Treffpunkt der internationalen Spitzenkletterszene wurde. Im abgelegenen Ort St. Linya, der über eine schmale, nur teilweise asphaltierte Straße zu erreichen ist und gerade mal aus einer Handvoll Häusern besteht, kennt man sie schon: Die braungebrannten, muskulösen

Kerle, die aus ganz Europa und den USA hierher kommen und sich mit ihren VW-Bussen und Campern in den engen Gassen verkeilen – auf der Suche nach dem winzigen Feldweg, auf dem man steil hinunter zur Höhle holpert. Bis zuletzt verbirgt sie sich hinter einem großen Felsturm. Sieht man sie dann endlich, ist der Eindruck um so überwältigender: Fast symmetrisch liegt sie da, gleichmäßig gerundet wie ein Stück Eierschale. Die lange gekrümmte Wand ist übersät mit Metallhaken und Schlingen. 35 Routen hat Andrada geschraubt, einigen davon eilt der Ruf voraus, unbezwingbar zu sein. Die »Novena Enmienda«-Route stellt den Höhepunkt manch einer Kletterkarriere dar; viele sind an ihr schon gescheitert.

»Es ist unglaublich, was Dani für die Klettergemeinschaft leistet«, sagt Edu Marin, während er sich mit Hilfe von drei Zigaretten auf die nächste Route vorbereitet und

auf seinem Piercing herum kaut. »Die meisten wollen keine Zeit fürs Routenschrauben verschwenden, sondern klettern nur nach, was andere in mühevoller Arbeit erschlossen haben.« In der Höhle von St. Linya sieht man oft noch um Mitternacht Andradas Stirnlampe glühen, hört seine schwere Bohrmaschine, mit der er emsig Löcher in den Fels schlägt, um darin Haken zu versenken. Dies habe mit Klettern nichts mehr zu tun, unken seine Kritiker; der Sicherheitsfaktor und die gute Wartung seien es, die Andradas Routen besonders interessant machen, loben andere.

**»Ich bekomme es trotz meiner Erfahrung oft mit der Angst zu tun«**

So zum Beispiel Helena Lipenská. Die tschechische Profikletterin ist für eine Trainingswoche nach Katalonien gekommen und ist besonders angetan vom ge-





**// AUDIO ENGINEERING**  
**// DIGITAL FILM & ANIMATION**  
**// WEBDESIGN & DEVELOPMENT**  
**// GAME DESIGN**

## Ausbildung mit Zukunft.

Bachelor und Master Abschluss\*  
 Mehr als 30 Jahre Lehrerfahrung  
 Modernste Ausstattung  
 MacBook zum Studienstart inklusive  
 7 x in Deutschland, 50 x weltweit  
 Aktive, weltweite Ehemaligenvereinigung  
\* in Kooperation mit der Middlesex University, London

**NEU!**

**MEHR ERFOLG, MEHR SPASS  
DE SAE KURZKURSE**

Ton Assistent Studio | Ton Assistent Live  
 Grafik Assistent | Film Assistent  
 Dance Music Producer | Hip Hop Producer

Berlin | Frankfurt | Hamburg | Köln | Leipzig | München | Stuttgart | Wien | Zürich

**www.sae.edu**



Profikletterin Helena Lipenská in St. Linya: Respekt vor der Höhe

ringen Hakenabstand in der Höhle: »Ich bekomme es trotz aller Erfahrung oft mit der Angst zu tun, wenn ich weit über einen Sicherungshaken hinausklettern muss«, gesteht sie am abendlichen Lagerfeuer. Dabei habe sie selbst nie mehr als ein aufgeschlagenes Knie und einen verstauchten Knöchel davongetragen.

Ihre Wettkampfdisziplin, das Bouldern, sei eigentlich gefährlicher – doch es sei die Höhe, die ihr Respekt einjage. »Wenn ich beim Klettern an mein Limit gehe, will ich nicht über mögliche Verletzungen nachdenken müssen«, sagt Lipenská. Kurz zuvor noch sprang die zierliche Tschechin eine Kante an, rutschte dabei ab und fiel in die Tiefe. Nach anderthalb Metern fing das Seil sie auf, ließ sie an die Wand zurückpendeln. Ein neuer Versuch folgte. Doch auch wenn beim Sportklettern Stürze durchaus an der Tagesordnung sind, stellen diese nur unter bestimmten Bedingungen ein Risiko dar. Knoten und Sicherungsmethoden müssen beherrscht werden, der Partner

aufmerksam sein. Selbst in gut präparierten Klettergärten können Haken brechen – besonders, wenn sie alt oder angerostet sind. Seitdem die »Fit for Fun«-Bewegung das Klettern für sich entdeckt hat und es zu einem Massensport werden ließ, kommt es zunehmend auch zu Todesfällen. Selten ist dabei Materialversagen die Ursache, vielmehr sind Unwissenheit und Leichtsinns die Hauptrisikofaktoren.

***Für die Krankenkassen ist Klettern genauso gefährlich wie Motorradfahren***

Die Krankenkassen, die Kletterern häufig den Abschluss einer Zusatzversicherung abverlangen, kommen zu völlig unterschiedlichen Risikobewertungen. Manche stellen den Sport generell auf eine Stufe mit dem Motorradfahren oder Fallschirmspringen, andere wiederum geben gewisse Schwierigkeitsgrade vor, ab denen das Klettern als Risikosport gilt. Eine Regelung, die absurd erscheint: In der Tat verursacht ein Fußballer seiner Krankenkasse durchschnittlich deutlich mehr Kosten

ANZEIGE

## Für Adrenalinjunkies...

Das Modell Kilowatt aus der **ADRENALINE** Serie besteht aus strapazierfähigem High-Tech Material und macht jedes Abenteuer mit. Wir verlosen das gute Stück 5 Mal. Einfach eine Email senden an [jansport@ymail.com](mailto:jansport@ymail.com). Viel Glück!



Gewinne  
Gewinne  
Gewinne

**JANSPORT**





Steil gehen: Höhlenwand im katalanischen St. Linya

als ein Sportkletterer – der, wenn er sich in einem gemäßigten Schwierigkeitsgrad bewegt, ein sehr geringes Verletzungsrisiko hat – und dabei sogar Rückenschäden vorbeugt.

#### **Andere Kletterer wollten den Strom der Touristen bremsen – und hatten sämtliche Haken aus der Wand entfernt**

Auf alpinen Kletterrouten, in denen der Gipfel das Ziel ist, ist der Kletterer indes mit völlig anderen Gefahren konfrontiert als beim Sportklettern (siehe Interview auf der nächsten Seite). Ein Alpinkletterer kann nur bedingt auf die von ihm selbst gesetzten Sicherungen vertrauen. Hinzu kommen Gefahren durch Steinschlag, plötzliche Wetterwechsel, eine unübersichtliche Routenführung und unsichere Abseilpunkte.

»Oft gehen Kletterer direkt von der Halle ins alpine Gelände«, klagt der Münchner Alpinist Karol Geck. Ausreichende Kenntnisse des Geländes, ein Blick auf den Wet-

terbericht und eine gute Ausrüstung seien allerdings im Gebirge unbedingt erforderlich.

Bei aller Vorbereitung und Erfahrung spielt jedoch nicht selten der Zufall die entscheidende Rolle. »Im Kaisergebirge hatten wir besonderes Pech: Zwei Stunden suchten wir nach einem im Kletterführer eingezeichneten Abseilhaken und fanden ihn nicht«, erzählt Geck. Anstatt auf direktem Wege nach unten abzuseilen, musste er mit seinem Partner umständlich auf der Route zurückkehren, auf der sie zuvor hinaufgestiegen waren. Sie verloren Zeit und wurden schließlich von einem Gewitter eingeholt. Es stellte sich heraus: Alpinaktivisten, die sich für ein ursprünglicheres, metallfreies Klettern in dem beliebten österreichischen Gebiet einsetzen und damit den Strom der Klettertouristen bremsen wollen, hatten mit der Metallsäge alle in den Führern ausgewiesenen Haken entfernt. »Man muss immer auf alles vorbereitet sein«, schlussfolgert Geck. Eine Weisheit, die wohl jeder Alpinist unterschreiben würde. 🐾

## »Ich muss mich an mir selbst messen«

*Der Schweizer **Ueli Steck**, 31, gehört zu den Besten unter den Extrembergsteigern. Der gelernte Zimmermann macht immer wieder mit spektakulären Touren von sich reden. So durchkletterte er jüngst ohne Sicherungsseil in der Rekordzeit von zwei Stunden und 47 Minuten die legendäre Eiger-Nordwand. Ein Gespräch über seine Motivation und das Risiko am Berg*

#### **Du kletterst »Free Solo«, was bedeutet das?**

**Ueli Steck:** »Free Solo« ist die reinste Form des Kletterns. Dabei gehe ich allein, also ohne Seilschaft, und verzichte auf alle Hilfsmittel, also kein Seil, kein Klettergurt, keine Karabiner. Das ist die größtmögliche Herausforderung, die man am Berg suchen kann. Dabei muss man sich seiner Grenzen bewusst sein. Das ist ein Druck, mit dem umzugehen man erst lernen muss. Genau dieser Druck aber macht für mich eigentlich erst den Reiz aus. Denn wenn du damit umgehen kannst, findest du zu einer ansonsten unerreichbaren Konzentration.

#### **Wie bist du zum »Free Solo« gekommen?**

Das gibt es, seit es Bergsteigen gibt. Ich denke, jeder ambitionierte Bergsteiger hatte in seiner Karriere mal eine Phase, in der er ohne Seil geklettert ist – sonst war er nie ein herausragender Bergsteiger.

#### **Überschreitest du nicht die Grenze des Verantwortbaren, wenn du ganz ohne Sicherung eine Bergwand hochkletterst?**

Nein. Wenn ich eine Route »Free Solo« klettere, dann ist das für mich ein akzeptables Risiko. Ich würde nie in eine Route einsteigen, wenn ich den Eindruck habe, dass etwas passieren könnte.



Foto: Archiv Ueli Steck



Ausnahmsweise einmal mit Seil: Ueli Steck im April bei der Erstbegehung der 6500 Meter hohen Tengkampoch-Nordwand in Nepal

**Sind Extrembergsteiger gezwungen, das Wagnis immer weiter zu steigern, um überhaupt noch Aufmerksamkeit zu erregen?**

Es gibt gerade viele junge Bergsteiger, die zu hohen Risiken bereit sind. Die kommen damit auch groß raus, denn diese Bereitschaft wird von den Medien natürlich auch ausgenutzt. Lange kann man das Bergsteigen aber nicht so betreiben, irgendwann geht das schief. Und noch kann man sich auch mit guten Fotos und gutem Marketing profilieren.

**Wie wichtig ist diese Selbstvermarktung in deinem Sport?**

Davon lebe ich letztlich, das ist das Business. Aber niemand geht auf eine Expedition, nur um Aufmerksamkeit zu erwecken und ein wenig Geld zu verdienen. Das wäre blöd, Geld lässt sich wesentlich einfacher verdienen. Ohne Publizität geht es aber auch nicht, schließlich lebe ich ja von Sponsorengeldern.

**Was treibt dich zu immer neuen Höchstleistungen an?**

Jeder Mensch braucht in seinem Leben Herausforderungen, meine ist das Bergstei-

gen. Und die Bergsteigerei ist nun einmal ein Feld, in dem die Herausforderungen sehr hoch sind. Mich reizt keine Route, die schon hundert andere vor mir absolviert haben. Ich muss mich an mir selbst messen, nur so komme ich weiter. 2007 habe ich zum Beispiel in nur drei Stunden und 54 Minuten die Eiger-Nordwand durchklettert, das war damals absoluter Rekord. Doch als ich oben war, habe ich gemerkt, dass ich noch vieles falsch gemacht habe. Ich hätte mich auf meinen Lorbeeren ausruhen können. Aber ich hab's in diesem Jahr nochmals probiert und konnte meinen Rekord um über eine Stunde verbessern. Erst jetzt bin ich damit zufrieden.

**Du hattest einen spektakulären Unfall, als du 2007 als Erster die Südwand des 8091 Meter hohen Annapurna im Himalaja allein und ohne künstlichen Sauerstoff bezwingen wolltest. Was ist geschehen?**

In der Wand – ich war irgendwo zwischen 5800 und 5900 Metern – knallte mir ein Stein auf den Helm. Der hatte sich aus einer Höhe von über 7000 Metern gelöst. In einer Gletscherspalte am Fuß der Wand kam ich dann wieder zu mir. Ich war abgestürzt, mehr als 300 Meter bewusstlos und unkontrolliert die Steilwand hinuntergerutscht. Allerdings habe ich keine ernsthaften Verletzungen davongetragen und konnte aus eigener Kraft zurück ins Lager gelangen. Es war pures Glück, dass mir dabei nicht mehr zugestoßen ist. Doch dass ich so schnell aus der Gefahrenzone gekommen bin, war nur dank meines Trainings möglich. Andere wären dort vielleicht liegen geblieben und nicht mehr zurückgekommen.

**Hast du dir gerade nach solchen Erlebnissen schon mal überlegt, mit dem Klettern aufzuhören?**

Mit Bergsteigen werde ich mein Leben lang nicht aufhören. Ich brauche es; das ist mein Lebensinhalt. Ohne Bergsteigen würde ich gar nicht mehr wirklich leben, da könnte ich auch gleich von einem Felsen springen.

INTERVIEW TOBIAS BÜHLMANN

## Küssen verboten

*Seit drei Jahren sind Mert und Birkan ein Paar – und halten es geheim. In der Türkei ist Homosexualität noch immer kaum akzeptiert. Selbst in der liberalen Metropole Istanbul berichten Schwule von Schikane und Erniedrigung.*

VON CLAUDIUS SCHULZE (TEXT & FOTOS)

**W**AS PASSIEREN WÜRD, wenn sie es erfahren – ich weiß es nicht!« Mert Badakul redet nicht gerne darüber, dass seine Eltern nichts von seiner Homosexualität wissen. Mert ist 37 und Architekt. Seit drei Jahren sind er und Birkan Tas, 26, ein Paar. Gemeinsam leben sie in einer stattlichen Wohnung in Moda, einer Mittelschichtgegend auf der asiatischen Seite Istanbul. Mert trägt ein Pac-Man-Shirt, seinen graumelierten Bart hält er in modischer Sieben-Tage-Länge. Mit schmalen Gesicht, schwarzen Haaren und Karottenjeans sieht sein Freund Birkan dem verstorbenen Queen-Sänger Freddie Mercury verblüffend ähnlich. »Das ist nur wegen meines dicken Oberlippenbartes«, lacht Birkan. Sobald sie von ihrem Leben erzählen, werden beide spürbar unsicher. Immer wieder sehen sie sich um, beobachten Passanten, vergewissern sich, nicht aufzufallen.

Denn: Schwulsein – in Deutschland kaum ein Problem, ein großes hingegen in der Türkei. Viele Schwule »berichteten

davon, aufgrund ihrer sexuellen Orientierung oder Geschlechtsidentität Opfer von Gewalttaten geworden zu sein – teilweise auch mehrfach. Diese Verbrechen reichen von Schlägen über Raubüberfälle bis hin zu Mordversuchen«, führt etwa ein Bericht der Menschenrechtsorganisation Human Rights Watch auf.

**Der Polizeichef erklärt, wie man Schwule erkennt: »Sie haben Nacktaufnahmen von sich und tragen rote Tangas«**

Auch wenn Homosexualität nicht strafbar ist – die türkischen Behörden sind von Schwulenfeindlichkeit durchdrungen. Halil Yilmaz, der stellvertretende Polizeichef von Istanbul, erläuterte im Jahr 2003, woran Schwule zu erkennen seien: Sie »besitzen Nacktaufnahmen von sich, haben Vaseline im Schlafzimmer, und bei Hausdurchsuchungen werden Pornofilme gefunden. Außerdem tragen sie rote Tangas.« Da ist es fast verständlich, dass nur wenige Taten gegen Homosexuelle zur Anzeige kommen. Wenn doch, werden die Fälle meist nur schlampig verfolgt, die Täter vor Gericht



*Kein Händchenhalten in der  
Öffentlichkeit: Birkan und  
Mert auf dem Markt  
in Istanbul*



## Das Gericht befindet, der Journalist habe seinen späteren Mörder provoziert – durch seine Homosexualität

häufig milde abgeurteilt: So ein von Human Rights Watch berichteter Fall ist etwa der des schwulen Journalisten Baki Kosar. Er wurde im Februar 2006 mit 32 Messer-



stichen in seiner Wohnung ermordet. Das Gericht befand, dass die »Einstellung des Verstorbenen als begünstigende Provokation gegen den Tatverdächtigen anzusehen« und im Schuldspruch zu berücksichtigen sei. Der Mörder wurde statt der bei Mord üblichen lebenslangen Haft zu lediglich 15 Jahren verurteilt.

Erst am 15. Juli 2008 wurde Ahmet Y. in Istanbul auf offener Straße aus einem vorbeifahrenden Auto erschossen – zwei Monate, nachdem der 26-jährige Physikstudent sich in einem Artikel für ein türkisches Schwulenmagazin geoutet hatte. Sein Partner ist davon überzeugt, dass es sich um einen Ehrenmord handelte; Ahmet Y. war zuvor von seiner Familie verstoßen worden.

Birkan und Mert können keine solchen Schreckensgeschichten erzählen: Bisher ist dem Paar noch nichts Schlimmes widerfahren – was vor allem daran liegen dürfte, dass sie sich nur ihren engsten Freunden als schwul zu erkennen geben. Sie küssen sich nicht in der Öffentlichkeit und halten normalerweise auch nicht Händchen. »Du

weißt nie, was passieren würde«, meint Mert. Ständig werden Schwule ausgegrenzt: Erst kürzlich wurde Mert und Birkan die Tür vor der Nase zugeschlagen. Sie wollten in ihren Stammclub, das vor allem unter modernen und linken Jugendlichen beliebte »Peyote« im Istanbul Partyviertel Nevizade. Doch der Türsteher war neu und kannte die beiden noch nicht. »Ohne Mädchen kommt ihr hier nicht rein!«, raunzte er. »Als ich ihm erklärte, dass wir Stammgäste seien und Mert meine »Frau«, ist er total ausgeflippt und hat uns beschimpft«, erinnert sich Birkan. Heute amüsieren sich die beiden über den Vorfall. Wohl auch, weil ihnen beim nächsten Besuch ein appetitlich in Scheiben geschnittener Apfel an der Bar serviert wurde – vom Besitzer, als kleine Wiedergutmachung.

### »Früher habe ich viele Alibi-Freundinnen gehabt«

Keine 70 Meter vom Peyote entfernt, in einer nicht so freundlichen Seitenstraße, befindet sich das Kunst- und Theaterprojekt »GAF Istanbul«. Das aktuelle Stück heißt »Çıkış Yok« – »Kein Ausweg«. Der Untertitel: »Wer trifft die Entscheidungen über unser Sexleben, wir oder die Gesellschaft?« Serkan Oz, der Leiter des Theaters, zeichnet ein düsteres Bild: »Schwulsein ist in der Türkei ein Verbrechen. Die Familien sehen Schwule als eine Schande an!« Der Plot des Dramas ist schnell erzählt: Ein schwuler Geschäftsmann sperrt sich zusammen mit seiner Alibi-Ehefrau und seinem Freund in einen Raum ein. Eine Skandalgeschichte nimmt ihren Lauf, sie handelt von gesellschaftlichen Erwartungen und Repression. »Einmal ist ein älterer Mann während des Stücks in Ohnmacht

gefallen«, sagt Serkan nicht ohne Genugtuung. Eine Karriere als Serienschauspieler – in der Türkei bedeutet das Prominenz und Reichtum – hängt Serkan sogar an den Nagel, um sein Theaterprojekt starten zu können.

Wer gegen den Strom schwimmt, muss sich in der konformistischen Türkei eine Nische suchen. »Früher habe ich viele Alibi-Freundinnen gehabt«, erzählt Mert. Birkan sucht seine Nische im Westen. Er hat sich für ein Promotionsstipendium an der Universität Gießen beworben: Mit der »Darstellung von Homosexualität in türkischen Medien« wird sich seine Doktorarbeit befassen. Erst kürzlich bezeichnete die Zeitung »Vakit« Schwule und Lesben als »Perverse«. Auslöser war eine Rede des Vorsitzenden des

Menschenrechtsausschusses im türkischen Parlament, Zafer Üskül. Das Zitat des Anstoßes: »Menschen dürfen nicht wegen ihrer sexuellen Präferenzen diskriminiert werden.«

Es ist noch ein langer Weg zu gehen, bis Homosexuelle in der Türkei anerkannt werden. Erst im Mai dieses Jahres wurde Istanbul's älteste und größte Lesben-, Schwulen- und Transsexuellen-Organisation, »Lambda Istanbul«, verboten. Gegen die gute Moral verstieße die Existenz solch eines Verbandes, außerdem habe Lambda die Prostitution gefördert, so der Vorwurf. Das Verbot der Organisation wurde von der gleichen Partei erwirkt, der auch Zafer Üskül angehört: der mit absoluter Mehrheit regierenden AKP.

**WIR HABEN DEN JOB,  
DEN SIE SUCHEN.**  
JETZT BEWERBEN UNTER [WWW.JOBSINTIME.DE](http://WWW.JOBSINTIME.DE)

**jobs.**  
IN TIME

Zeitarbeit  
Jobvermittlung  
Outsourcing

jobs in time Hamburg GmbH  
Mattentwiete 5 | 20457 Hamburg  
Tel: 040/22 60 61-0 | Fax: -11  
eMail: [hamburg@jobsintime.de](mailto:hamburg@jobsintime.de)  
[www.jobsintime.de](http://www.jobsintime.de)



# Die Katastrophenrechner

Ullstein Bild / AP



*Naturkatastrophen verursachen tausendfaches Leid – und horrenden Kosten. Rückversicherungen federn die Risiken von Allianz & Co ab. Ihr Geschäft ist das akribisch kalkulierte Risiko.*

VON JONAS KRISTEN

**A**M 25. AUGUST 2005 trifft der Hurrikan Katrina auf die amerikanische Golfküste: Mit Windgeschwindigkeiten von zeitweise über 200 Kilometern pro Stunde reißt er Ölplattformen um, zerfetzt Häuser und schiebt eine Flutwelle von bis zu zehn Metern vor sich her. New Orleans wird überflutet, stellenweise liegen Häuser und Straßen bis zu sieben Meter unter Wasser. Schon bevor das Wasser abläuft, hat Peter Höppe, Leiter der Abteilung Georisiken beim Rückversicherer Münchener Rück, bereits eine erste Prognose über die Höhe des Schadens abgegeben. Dies geschieht im Zusammenspiel mit den Versicherungen vor Ort, den sogenannten Erstversicherern.

»Wenn ein Sturm Hurrikan-Stärke erreicht, erstellen wir erste Prognosen über die Schadenshöhe«, sagt Höppe. »Von den Erstversicherern bekommen wir Karten, die zeigen, wo welche versicherten Gebäude liegen. Diese Informationen verknüpfen wir mit den gemessenen Windgeschwindigkeiten, Niederschlagsmengen und Wasserbewegungen und können so sehr schnell Prognosen liefern.«

Der Meteorologe Höppe soll in die Zukunft blicken – und sieht doch zunächst in die Vergangenheit: »Wir haben eine der weltweit größten Datenbanken zu Naturkatastrophen aufgebaut, über 25.000 Einzereignisse sind dort dokumentiert.« Mithilfe dieser Daten simuliert er, was zukünftige Hurrikane anrichten könnten. Jedoch: »Der Klimawandel spielt zunehmend eine Rolle, da kann man die historischen Muster nicht einfach auf die Zukunft übertragen.« Während der Naturwissenschaftler abstrahiert, beschäftigt sich die Schadensabteilung mit dem konkreten Einzelfall: Klaus Wenselowski begutachtet dort die Wirkung von Wind, Wasser und anderen Naturgewalten auf die versicherten Häuser und Fabriken. Welcher physikalische Schaden ist tatsächlich entstanden, ist der Keller überflutet, das Dach zerstört? So zählt er von Objekt zu Objekt die Schäden seiner Kunden zusammen.

Wer als Versicherer Erfolg haben will, muss das Risiko kalkulierbar machen. Dazu gehört auch, das Risiko auf möglichst vielen Schultern zu verteilen. Diese Risikoeindämmung war den Versicherungen alleine vergangenes Jahr etwa 210 Milliarden Dollar wert. Das ist die Summe der Prämien, die Versicherer weltweit an Rückversi-

*Land unter: New Orleans nach dem Hurrikan Katrina*

cherungen zahlen. Die Rückversicherer schätzen ab, wie oft eine verheerende Katastrophe eintritt und wie hoch der Schaden tatsächlich sein wird. Das Problem: Wenn etwa Hurrikane öfter und stärker auftreten als erwartet, sind die Auszahlungsverpflichtungen höher als die Prämieinnahmen. Im Katrina-Jahr 2005 mussten die Münchner 10,5 Prozent mehr auszahlen als sie eingenommen hatten. »Manchmal vergehen Jahrzehnte, bis Sie genug Prämien eingenommen haben, um den damit versicherten Schaden bezahlen zu können«, sagt Ingenieur Wenselowski.

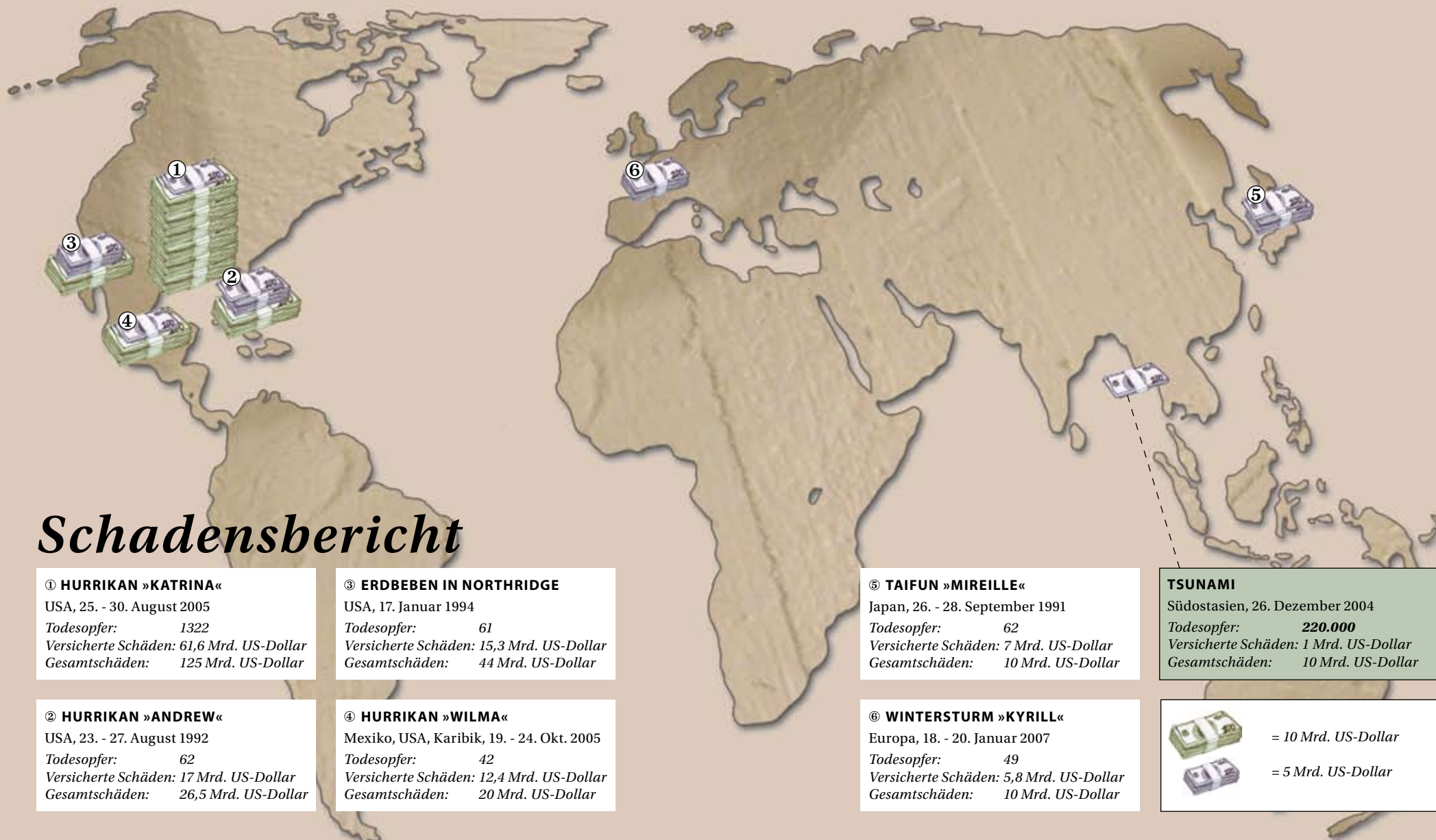
Während der Hurrikan Katrina mit Schäden in Höhe von 125 Milliarden Dollar als teuerste Katastrophe der letzten Jahrzehnte gilt, waren die meisten Todesopfer 2004 nach dem Tsunami in Indonesien, Thailand und anderen Ländern Südostasiens zu beklagen: Über 200.000 Menschen starben. Und doch ermittelte die Münchener Rück für den Tsunami nur einen Schaden von zehn Milliarden Dollar. Die Welt der Raten, Prämien und Policen ist vor allem ein großes Geschäft, und versichert ist, wer sich versichern kann. Den Ärmsten bleibt die Hoffnung auf staatliche Fürsorge und Spenden. Zum Vergleich: Mit 61,6 Milliar-

den Dollar war immerhin die Hälfte der durch Katrina verursachten Schäden versichert. Im Fall des Tsunamis – der Jahrhundertkatastrophe – waren gerade einmal Schäden in Höhe von einer Milliarde Dollar abgedeckt, einem Zehntel des Gesamtschadens. Wenselowski, der für Vertragsabschlüsse in Mexiko zuständig war, bevor er in die Schadensbewertung wechselte, sagt: »Meine Einschätzung: Die Ärmsten der Armen werden immer nur in den risikoreichsten Regionen bauen dürfen, etwa in Hanglagen und trockenen Flussbetten. Da möchte sonst niemand bauen, also haben die Behörden nichts dagegen. Das macht sie zu den ersten Opfern von Erdbeben oder Überschwemmungen.«

Der Klimawandel bringt neues Feuer in die Gerechtigkeitsdebatte: Es sind die ärmsten Länder, die am stärksten von den massiven Emissionen der Industriestaaten und deren Folgen betroffen sind. Die Versicherungswirtschaft versucht mit der »Climate Insurance-Initiative« zumindest ein Zeichen zu setzen. Ein internationaler Fonds soll Gelder bereitstellen, mit denen kleinere Versicherungsschäden bezahlt werden, etwa die zerstörte Bambushütte eines Überflutungsofers in Bangladesch. ➤

Rückversicherer erstellen Ranglisten der größten Naturkatastrophen – geordnet nach Schadenssummen. Dieses Kriterium verfälscht das Bild: Der Tsunami in Südostasien forderte etwa 150-mal mehr Todesopfer als Hurri-

kan »Katrina«, kostete die Versicherungswirtschaft aber nur ein Sechzigstel. Versichert ist nur, wer es sich leisten kann – die Menschen in den Industrienationen. Die sechs teuersten Naturkatastrophen im Überblick





# Vom Hörsaal an die Front

*Israel im Juli 2008: Zwei Soldaten kehren im Sarg nach Hause zurück; ihre Entführung hatte zwei Jahre zuvor den Libanon-Krieg ausgelöst. Ein israelischer Student berichtet vom Kampfeinsatz und dem Leben im Zustand ständiger Bedrohung.*

VON DOMINIK BETZ

**K**RIEG IST SCHWIERIG zu beschreiben. Überall herrscht Chaos. Es ist wie im Kino, einfach nicht real!« Itai Kamienchick ist 28 Jahre alt, Werkstoffkundestudent – und Kriegsveteran. Er studiert am renommierten »Technion«, dem »Israel Institute of Technology« in Haifa, der Hafenstadt im Norden Israels. Jetzt sitzt Itai im Garten seines Elternhauses in Kiryat Tivon, einer Kleinstadt im Einzugsgebiet von Haifa. Es ist ein heißer Tag mitten im November. Der 28-Jährige trägt T-Shirt, kurze Hosen und Schlappen, ist herzlich und eloquent. Er erzählt vom Libanon-Krieg. Berichte über Grenzunruhen und Anschläge seien die Menschen in Israel ja gewohnt. Doch für eine Generation junger Israelis war der Libanon-Krieg der erste Krieg, den sie bewusst miterlebten – und an dem viele von ihnen aktiv beteiligt waren.

Das Gras im Garten ist saftig und grün, die Orangenbäume tragen reife Früchte. Eine Kleinstadt-Idylle. Aber im Sommer 2006 kam der Krieg ganz dicht an die Menschen im Ort heran. Raketen aus dem nahen Libanon flogen über die Häuser, erst eine, dann viele mehr. Dabei sind die Menschen in Haifa stolz darauf, dass Juden und Araber hier unverkrampfter zusammenleben als in anderen Städten des Landes. Nirgendwo studieren mehr Araber gemeinsam mit Juden als in Haifa, das mit seinen Stränden, arabischen Märkten und Serpentinstraßen um so vieles entspannter wirkt als das quirlige Tel Aviv. Ein Bemühen um »friedliche Koexistenz« ist überall zu spüren. Doch als die Raketen einschlugen, nahm das gegenseitige Misstrauen zu. Bittere Ironie: Bei den Angriffen auf Haifa kamen überproportional viele Araber zu Schaden.

Schweiß perlt über Itais Gesicht, was jedoch der Intensität der Sonne geschuldet ist – äußerlich bleibt er ganz ruhig. Er spricht

Government Press Office, Israel



*Junge israelische Soldaten nach ihrer Rückkehr aus dem Libanon*

davon, wie er sich während des Kriegseinsatzes fühlte: »Zuerst war es wie in einem Abenteuercamp – mit Zelten, Kartenlesen und Essen aus der Dose. Aber sobald der erste Schuss fällt, ist es aus mit dem Freizeitgefühl.«

**»Der Entführte war nicht irgendein Fremder – das hätte ich sein können«**

Itai hatte keine Wahl. Alle jungen Männer und Frauen in Israel sind zum mehrjährigen Wehrdienst verpflichtet, mit Ausnahme orthodoxer Juden. Auch Araber mit israelischem Pass sind ausgenommen, die etwa 20 Prozent der Bevölkerung ausmachen. Für alle anderen heißt es: Das Militär gehört zum Alltag dazu. Männer haben so gut wie keine rechtliche Möglichkeit, den Kriegsdienst aus Gewissensgründen zu verweigern – und so werden hartnäckige Verweigerer für gewöhnlich zu mehreren kurzen, aufeinanderfolgenden Haftstrafen

verurteilt. Nach dem Wehrdienst müssen Männer bis zum Alter von etwa 40 Jahren jährlich einen Monat lang Reservedienst zu leisten. Auch Itai war solch ein Reservist, als er am 12. Juli 2006 von einer Entführung im libanesischen Grenzgebiet hörte: Die Hisbollah-Miliz hatte zwei Reservisten entführt und in den Libanon verschleppt, um in Israel inhaftierte Gefolgsleute freizupressen. Ehud Goldwasser, einer der beiden Entführten, war Student an Itais Hochschule, dem »Technion«. Der Vorfall ereignete sich eine Woche vor Goldwassers 31. Geburtstag, einen Tag vor Ende seines Reservedienstes. »Das war nicht irgendein Fremder«, sagt Itai nachdenklich. »Wir waren fast gleich alt, studierten an derselben Uni und waren beide Reservisten. Das hätte ich sein können!«

Von einer nahen Militärbasis donnerten in den Tagen darauf erste Jets in Richtung Libanon. Die andere Seite antwortete mit Raketenfeuer auf Haifa. Itai war klar: Jetzt

geht es los. »Als Reserve-Offizier der Armee war es nur eine Frage der Zeit, bis ich eingezogen wurde.« Doch es dauerte. Tage. Wochen. Itai konnte nur abwarten, die Zeit mit Lernen totschlagen und sich von Freunden verabschieden, die vor ihm einberufen worden waren. Das »Technion« hatte den Lehrbetrieb eingestellt; viele Studenten flohen in den sicheren Süden, andere harhten in der menschenleeren Stadt aus und warteten auf ihren Einsatzbefehl.

Heute ist klar: Die beiden Soldaten waren zum Zeitpunkt ihrer Entführung entweder schwerstverletzt oder bereits tot. Die Entführung gilt als unmittelbarer Auslöser des Libanon-Kriegs, der eine hohe Zahl von Verletzten forderte und über 1200 Libanesen sowie mehr als 150 Israelis das Leben kostete. Ob der Krieg – wie etwa der US-Enthüllungsjournalist Seymour Hersh behauptet – unabhängig von der Entführung bereits zuvor durch Israel geplant war, ist nicht abschließend bewiesen.

**»Ich wollte raus aus der Schockstarre: ein Student will in den Krieg**

Als nahezu sicher gilt hingegen, dass eine Kommandoeinheit der Hisbollah den Angriff auf israelischem Gebiet ausführte, auch wenn die Hisbollah-Führung dies bestreitet. Völkerrechtswidrig ist eine Entführung ohnehin. Auch der Beschuss von Wohngebieten mit Schrapnell-Raketen – wie in Haifa geschehen – ist völkerrechtlich geächtet. Die altmodischen Katjuscha-Raketen sind kaum zu steuern. In ihrem Kopf befinden sich Metallkugeln, die beim Aufprall wie Projektile durch die Luft schießen. Durchsiebte Hauswände und Autos zeugten noch Monate nach Kriegsende von ihrer großen Zerstörungskraft. 44 Zivilisten starben durch die Angriffe.

Im Libanon fiel die Zahl der Opfer deutlich höher aus. Vor allem die Zivilbevölkerung musste für das Handeln der Hisbollah

zahlen. Mit Streubomben wurde die libanesische Infrastruktur gezielt zerstört. Wer den Bomben entkommen war, hatte häufig kein Dach mehr über dem Kopf. Dan Halutz, damals israelischer Oberbefehlshaber, sagte laut einem CNN-Bericht nach der Entführung: »Wenn die Soldaten nicht zurückgegeben werden, drehen wir die Uhr im Libanon um 20 Jahre zurück.« Der Krieg brachte die Soldaten jedoch nicht zurück – sie kehrten erst im Juli dieses Jahres heim, im Sarg, exakt zwei Jahre und zwei Tage nach ihrer Entführung. Im Austausch übergab Israel 199 tote Libanesen und Palästinenser – aber auch vier lebende Gefangene, darunter den Terroristen und verurteilten Mörder Sami Kuntar. Heikel an diesem Deal ist vor allem die Tatsache, dass Kuntars Freilassung von Anfang an ein erklärtes Ziel der Entführung war.

Als der Student Kamienschick von der Entführung hörte, dominierte zunächst das Gefühl der Hilflosigkeit. Seit das israelische Militär eine Offensive gegen den Libanon gestartet hatte, fielen Raketen auf israelisches Territorium. Neu war: Sie drangen weiter ins Landesinnere als zuvor. Während früher ausschließlich Dörfer und Kleinstädte in der Grenzregion attackiert wurden, traf es nun erstmals Haifa, die drittgrößte israelische Stadt – und die Stadt, in der Itais Eltern zu Hause sind.

Kiryat Tivon sieht so aus, wie man sich eine amerikanische Kleinstadt vorstellt: großzügige Grünflächen, schmucke Häuser und dahinter gepflegte Gärten. Aber es gibt eine Besonderheit: Beinahe jedes Haus verfügt über einen Schutzraum; eine Art Minibunker mit verstärkten Wänden und schwerer Eisentür. Heute nutzen die Kamienschicks den kleinen Raum neben der Küche als Vorratskammer. Doch während der Raketenangriffe bot er Schutz, wenn die Alarmsirene losheulte. Itai hatte bemerkt, dass die Raketen auf das 15 Kilometer entfernte

Haifa zielten und zwar sichtbar, aber weit entfernt einschlugen. Also versuchte er die Sirene zu ignorieren. Doch mit einem Mal wurde es ernst: Itai saß gerade im ersten Stock des Hauses und lernte. Sein Blick schweifte von den Büchern nach draußen: Das Haus liegt erhöht über einem bewaldeten, weitläufigen Tal. Plötzlich zitterten die Scheiben. Ein Knall. Ein Einschlag. Reflexartig legte Itai seinen Kopf auf die Bücher, wartete einige Sekunden und flüchtete dann in den Schutzraum.

In der Nähe des Hauses hatte die Rakete einen Waldbrand ausgelöst. Itais Zuhause wurde nicht beschädigt, doch dem Studenten war schlagartig klar: Nun hat der Krieg die Heimat erfasst. Itai konnte nicht mehr untätig abwarten. »Ich wollte etwas tun, verteidigen – bloß raus aus dieser Schockstarre.« Ein Student möchte in den Krieg.

Schnell entbrannte eine öffentliche Debatte über das militärische Vorgehen. Viele stellten Sinn und Nutzen einer konven-

tionellen Militäraktion gegen einen schwer greifbaren Gegner in Frage. Immerhin handelt es sich bei der Hisbollah nicht um das Militär des Libanon, sondern um eine flexible Milizengruppe – ein asymmetrischer Krieg. Andere kritisierten die Unverhältnismäßigkeit der Offensive. »Ich stand voll und ganz hinter der Aktion«, sagt Itai. »Wir hatten jedes Recht zum Angriff, da gab es keinen Zweifel.«

**»Plötzlich trägst du Uniform und bist im Kriegseinsatz: Einfach surreal«**

Der Anruf der Armee kam erwartet und dennoch seltsam überraschend. »Mir wurde gesagt, dass ich mich wenige Stunden später an einem Sammelpunkt einzufinden hatte.« Also packte er zusammen, was notwendig war. Zuerst ging es in die Grenzregion, später in den Libanon selbst. »Es ist verrückt: An einem Tag bist du zu Hause, lernst, arbeitest. Und am nächsten Tag

ANZEIGE

# DEIN WEG IN DIE MEDIEN

Wo gibt's gute Volos?  
Wer behandelt seine Praktikanten fair?  
Und wer arbeitet an meiner Uni eigentlich für die Medien?

Der junge  
**JOURNALISTEN- UND MEDIENSTAMMTISCH**  
der dju Hochschulgruppe Hamburg

Jeden 2. Donnerstag im Monat in der »Mathilde«  
(Bornstr. 16, gegenüber vom Abaton), immer ab 20 Uhr

dju. in Kooperation mit  
DEUTSCHE JOURNALISTEN- UND JOURNALISTEN-UNION  
INJEKTION  
CAMPUSMAGAZIN





#### *Zerstörtes Wohnhaus in der israelischen Hafenstadt Haifa*

steckst du in einer Uniform, die Waffe geschultert, unterwegs zum Kriegseinsatz. Einfach surreal.«

Itai sagt, dass er unversehrt aus dem Krieg zurück gekommen sei – physisch wie psychisch. Andere hatten weniger Glück. Oded Handel kümmert sich um all jene, die nach dem Kriegsdienst eine Last mit sich herumschleppen; er ist Therapeut im psychologischen Beratungsdienst des »Technion«. »Die Traumatisierten haben entweder am Campus ausgeharrt und die Raketenanschläge mitbekommen – oder sie waren selbst im Krieg«, sagt er. Handel berichtet vom »posttraumatischen Stresssymptom« und den Schwierigkeiten, die sich für die Betroffenen plötzlich im Alltag ergeben. »Sie können nicht an ihr gewohntes Leben anknüpfen, können das Erlebte nicht teilen und verarbeiten. Sie haben Angst und können darüber weder mit ihrer Familie noch ihrem Partner sprechen.« Was dage-

gen hilft? »Gruppentherapie, Reden – und wenn sich die Betroffenen gegenseitig stützen. Manchmal hilft es, von jemandem in den Arm genommen zu werden, der den Schmerz versteht.«

#### ***War der Preis für die Rückkehr der Soldaten zu hoch?***

Was Itai in diesem einen Monat währenden Militäreinsatz konkret gesehen und getan hat, bleibt im Dunkeln. Nur so viel ist zu erfahren: Er habe nicht geschossen. Dennoch wird rasch klar, dass er Dinge beobachtet haben muss, die ihn beunruhigen. Dass er den Wahnsinn des Krieges zumindest gespürt hat. Etwa, wenn er davon erzählt, wie er mit seiner Einheit durch Wohnhäuser zog, in die Intimsphäre von Leuten eindrang, die ihre Wohnung zuvor fluchtartig verlassen hatten. »Natürlich hätte ich es auch nicht gern, wenn fremde Leute durch mein Wohnzimmer



#### *Nach einem Raketenangriff auf Haifa bergen Helfer eine Verwundete.*

spazieren. Aber die Hisbollah-Kämpfer haben sich oft in Wohnvierteln einquartiert und die Wohnhäuser für ihre Zwecke missbraucht.«

In diesen Momenten vorsichtiger Nachdenklichkeit steht das Gesagte im Widerspruch zu Itais Aussage, der Krieg sei gerecht und verhältnismäßig gewesen. »Wir haben versucht, Opfer unter der Zivilbevölkerung zu vermeiden«, sagt er, »aber das war nicht immer möglich.« Zweifel werden auch spürbar, als er wie zur Rechtfertigung erklärt: »Wir haben Flugblätter über Dörfern abgeworfen: »Krieg wird kommen. Bomben werden auf euer Dorf fallen.« Wer trotzdem zurückbleibt, sollte einen guten Grund dafür haben!« Folgt man diesem Gedanken, ist jeder selbst Schuld, der in der Folge zu Schaden gekommen ist, auch Alte und Kranke, die nicht fliehen konnten. Dieser Widerspruch liegt auf der Hand, bleibt aber unausgesprochen.

Als das Fernsehen die Särge der Entführten zeigt, ist Itai frustriert, aber wenig überrascht. Schon länger hatte er vermutet, dass die Soldaten tot seien. War der Preis für ihre Rückkehr nicht zu hoch? Itai sagt: nein. Die Toten zu begraben sei ein wichtiger Bestandteil jüdischer Kultur. »Auch wenn wir Zugeständnisse machen mussten, gilt die Regel: Es wird alles getan, um verwundete und tote Soldaten in die Heimat zurück zu holen.« Itai ist klar, dass Feinde diese Praxis ausnutzen. »Aber manche Dinge entziehen sich der Logik – sind jedoch moralisch gerechtfertigt.« Für die unmittelbare Zukunft sieht Itai keine Bedrohung durch die Hisbollah – zu schwer wiege immer noch die Kriegslast auf der notleidenden Bevölkerung des Libanon. »Doch die Motivation der Hisbollah beruht nicht auf rationalem Denken, sondern auf extremistisch-religiöser Weltanschauung. Ein kleiner Funke kann im Nahen Osten immer ein großes Feuer auslösen.«



## 100 Alltag mit Restrisiko

Wie lebt es sich mit einem *alternden Atomkraftwerk vor der Haustür* – und der ständigen Frage »Was wäre, wenn...«?

# Leben

### 76 **Die Müllschlucker**

Mülleimer statt Mensa: »Containerer« auf der Jagd nach dem Leckerbissen aus der Tonne

### 82 **Bauchentscheidung**

Schicksalsschlag Behinderung: werdende Eltern vor ihrer schwersten Entscheidung

### 89 **Untergrundszenen**

Die Bunker von einst sind nur noch Freizeitattraktionen. Heute soll der »Bunker für Jedermann« Geld einbringen

### 97 **Einsame Spitze**

Der schwule Ex-Fußballprofi Marcus Urban und seine jahrelange Angst vor dem Outing.

### 117 **Am offenen Herzen**

Mit ruhiger Hand: In stundenlangen Operationen retten Herzchirurgen täglich Leben. Eine Fotoreportage

### 124 **Die Rolle seines Lebens**

Unser Autor hat Höhenangst und einen schwachen Magen. Wir lassen ihn in 1400 Metern Höhe Loopings fliegen.





# Die Müllschlucker

*Hamburg, deine Supermärkte: Was nicht schnell genug verkauft wird, wandert in den Müll. Zwischen Matsch und Fäulnis finden sogenannte »Containerer« Brauchbares, ja Hochwertiges. Ein Beutezug durch die Abfalltonnen der Stadt*

VON CLIFF LEHNEN & FRIEDRIKE MEISTER /  
FOTOS PHILIPP REISS

**D**ORT SOLL ER also sein, der Müll. Martin deutet auf einen unscheinbaren Verschlag hinter einem Hamburger Supermarkt. Umzäunt von einem Holzgatter und überwuchert von Efeu stehen dort einige Müllcontainer, im Dunkel der Nacht kaum erkennbar. »Da gehen wir jetzt rein,« befindet er und stellt sein Fahrrad ab. Ungesund brutzelnd schaltet sich ein Scheinwerfer oberhalb des abgesperrten Bereichs an und entledigt uns des schützenden Mantels der Dunkelheit.

Ob ich nicht mal mit »containern« kommen wolle, hatte Martin letzte Woche gefragt, und das klang einfach: Nachts in den Müllcontainern der Supermärkte nach Genießbarem suchen. »Man findet immer etwas«, fixte Martin mich an, »eingebeulte Dosen, Gemüsesuppen mit Druckstellen – alles, was nicht mehr verkauft werden kann.« Oft decke er sich so für die ganze Woche mit Lebensmitteln ein – und das umsonst. Klar war ich dabei – dass das Ganze illegal ist, weil der Müll offiziell noch Eigentum

der Geschäfte ist, kam mir dabei nicht in den Sinn. Jetzt weiß ich: Sobald ich über den Supermarktzäun klettere und aus den Containern nehme, was unsere Wegwerfgesellschaft zurücklässt, begehe ich Diebstahl – und bin dank des unnachgiebig vor sich hin summenden Scheinwerfers dabei bestens zu beobachten. »Rechtlich ist die Sache klar: Diebstahl sogenannter »geringwertiger Sachen«,« bestätigt Jurist Kristoff Ritlewski. Allerdings würden viele Verfahren »aufgrund der geringen Strafwürdigkeit« des Mülldiebstahls eingestellt. »Darauf verlassen sollte man sich aber nicht«, fügt Ritlewski hinzu, »immerhin haben Verfahren vor den Amtsgerichten Köln und Tübingen schon zu Geldbußen geführt.«

Während ich noch über mögliche Konsequenzen nachdenke, schreitet Martin zur Tat. Mit einem Satz klettert er über den Zaun und beginnt, in Mülltonnen zu leuchten und Paletten zu verrücken. Noch bevor ich umständlich im Inneren des Käfigs angelange, streckt er mir die ersten Fundstücke entgegen: Salat, Möhren, Paprika. Dann schiebe ich zögerlich meinen ersten »eigenen« Container auf: Bereits beim Öff-





Es ist angerichtet: Blick in einen Container auf dem Gelände eines Supermarktes

nen schlägt mir der süßlich-beißende Geruch gärender Kiwis entgegen. Immerhin ziehe ich eine Ladung Toastbrot und ein Glas Gurken heraus. Während ich mich meiner ersten spärlichen Funde erfreue, ruft Martin bereits: »Hier ist nix mehr.« So schnell, wie er im Verschlag drin war, ist er auch wieder draußen.

»Wenn man aus einem behüteten Elternhaus kommt und nie einer Fliege etwas zuleide getan hat, ist es anfangs schon komisch, irgendwo einzusteigen und Müll zu klauen«, sagt auch Ole, 26 Jahre alt, der seit einigen Jahren regelmäßig containern und mittlerweile nur noch selten klassisch einkaufen geht: »Ich gehe eben abends statt morgens zum Supermarkt, und statt vorne gehe ich hinten rein.« Es sei doch »bescheuert«, sagt er, etwas Billiges zu kaufen, wenn man etwas Teures umsonst haben könne: »Wann kaufe ich mir schon mal einen Edelschimmelkäse? Oder 15 Ananas im November?«

Hat er denn gar keine Angst, erwischt zu werden? »Eigentlich bin ich ein richtiger Schisser«, gibt Ole zu. Beim Containern gefasst und dafür womöglich vor Gericht bestraft werden wolle er nicht. Doch er habe sogar Freunde, denen es beim Containern in erster Linie um den Kick des Unerlaubten gehe.

**»Irgendwann hat man raus, welche Produkte es wo gibt«**

Martin sagt, er gehe besonders oft in finanziell klammen Phasen containern. Damit findet er sich unter studentischen Containernern in bester Gesellschaft: Viele von ihnen scheinen sich mit einem fröhlich-risikobewussten Pragmatismus nach den Rucksack mit genießbarem Abfall vollzupacken. Für Ole wiederum ist die alternative Essensbeschaffung auf dem Hinterhof auch Protest gegen die Konsumgesellschaft, in der trotz weltweiter Nahrungsmittelkrisen fleißig weggeworfen wird.



Im Supermarkt nennt man so etwas »Bückware«: Selbstbedienung auch beim alten Brot

Wo das Containern eine politische Dimension annimmt, wirkt es auch besser organisiert: In Internet-Blogs und Foren tauschen sich Containerer über Streifzüge, Techniken und Erfolge aus. Auch die Waren werden aufgeteilt: »Irgendwann hat man raus, welche Produkte es wo gibt«, sagt Ole. Oft tausche er den nächtlichen Fang mit anderen Gruppen oder gebe die übrigen Güter an Freunde: »15 Ananas kann man ja schlecht alleine essen.« Die meisten Menschen seien sich gar nicht darüber im Klaren, wie viele gute und essbare Lebensmittel täglich weggeworfen werden, erklärt Ole: »Dieses Bewusstsein wollen wir wecken.«

Mit jedem weiteren Supermarkt auf unserer Tour steigt mein Erstaunen – und Entsetzen – über die Mengen an brauchbarer Ware, die wir finden. Auffallend ist auch die Vielfalt des Angebots: Während ein Markt haufenweise Bananen entsorgt hat, findet sich beim nächsten massig Brot, das erst in drei, vier, fünf Tagen abläuft.

»Wir sind uns natürlich bewusst, dass viele Lebensmittel in den Container wandern, die eigentlich noch essbar sind«, sagt ein Penny-Marktleiter, der anonym bleiben möchte. Allerdings entscheiden die Supermärkte nicht willkürlich, was am Ende des Tages entsorgt wird, sondern sind an die Lebensmittelaufgaben der EU gebunden. Diese schreiben genaue – teils haarsträubende – Normen für Nahrungsmittel vor: Zum Beispiel darf eine nicht nach EU-Norm gewachsene Banane nicht über den Ladentisch gehen. So landet sie im wohlstandsgesellschaftlichen Müll. Oder eben haufenweise in meinem Rucksack.

Das Risiko sei beim nächtlichen Streifzug immer präsent, sagt Ole und erzählt, wie er sich eines Abends mit seinen Mitbewohnern »nur kurz ein Brot holen« wollte: Die Mülltonnen des Supermarkts waren so prall gefüllt, dass sich die Studenten »eine Mordszeit« ließen. Als plötzlich zwei Polizisten auf dem Supermarktparkplatz



*»Wir wissen, dass wir viele Lebensmittel wegwerfen, die eigentlich noch essbar sind«*

auftauchten – offensichtlich auf der Suche nach Mülldieben –, ergriffen die Studenten die Flucht. »Das war echt knapp«, folgert Ole. »Die Nachbarn müssen die Polizei alarmiert haben.«

Allerdings sind es nicht allein aufmerksame Nachbarn, die den Containerern bei ihrem Handwerk zusetzen; oft machen auch die Supermärkte selbst gegen Mülldiebe mobil. Die Märkte hätten keine andere Wahl, als den Müll über Nacht vor fremdem Zugriff wegzusperren, erklärt ein Lidl-Marktleiter. Schließlich gebe es nicht nur für die Eindringlinge Risiken, sondern auch für die Geschäfte: »Im Zweifel müssen wir für die geklauten Lebensmittel haften, wenn ein Containerer gesundheitliche Schäden davonträgt.« Jurist Ritlewski erklärt: »Der Geschädigte könnte natürlich behaupten, den schlechten Joghurt gekauft zu haben – das müsste allerdings bewiesen werden.«

Nicht alle Supermärkte verschließen sich vor Containerern. So zum Beispiel die Bio-Supermarktkette Erdkorn: In der Filiale Rotherbaum werden ablaufende oder leicht beschädigte Lebensmittel zweimal wöchentlich nach Ladenschluss hinter dem Geschäft verteilt. Die Stammkundschaft reicht hier vom Studenten über den Stadtstreicher bis zur preisbewussten Rentnerin. Viele Supermärkte spenden auch Waren an die städtischen Tafeln. Teurere Ketten wie Edeka verarbeiten optisch nicht mehr einwandfreies Obst an den Frischetheken zu Salaten und Säften; hier finden wir auch die wenigsten frischen Waren im Abfall, stattdessen Schalen und Kerngehäuse.

Trotz positiver Beispiele halten sich in der Container-Szene hartnäckig Horrorgeschichten über Supermärkte, die ihren Müll mit Waschmittel ungenießbar

machen oder gar mit Rattengift verseuchen. »Solche Storys gehören wohl dazu«, sagt Martin schmunzelnd. Doch hätten weder er noch seine containernden Freunde derart radikale Methoden je erlebt. »Das Rattengift im Müll ist sicherlich ein Märchen«, glaubt auch Jurist Ritlewski: »Der Supermarktinhaber würde sich wegen gefährlicher Körperverletzung strafbar machen.«

***Natürlich kann man sich beim Containern den Magen verderben – aber in der Mensa geht es schneller«***

Außerdem lässt sich der Müll ja auch anders hüten: Als wir hinter dem letzten für diese Nacht anvisierten Discounter kopfüber in der Tonne hängen, taucht plötzlich am anderen Ende des Hinterhofs strammen Schrittes ein Sicherheitsmann auf, die Taschenlampe auf uns gerichtet: »Was machen Sie da?« Statt zu antworten, nutzen wir den Standortvorteil aus, schnappen unsere Siebensachen und suchen das Weite.

Am nächsten Morgen erwarten mich in der Küche zwar keine 15 Ananas, immerhin habe ich es aber zu knapp doppelt so vielen Bananen gebracht. Plötzlich lebe ich selbst im Überfluss und frage mich, wann ich die bloß alle essen soll. Die Entscheidung, sie in Form von Bananenshakes an die WG zu verfüttern, ist daher schnell getroffen. Erst als mir nach einem zügig konsumierten Liter Shake schlecht wird, erinnere ich mich an Oles mahnende Worte: Natürlich gebe es das Risiko, sich mit containertem Essen den Magen zu verderben, »allerdings kann das in der Mensa viel schneller passieren«. Ich stoße auf. Na dann: Prost Mahlzeit. 🍴





# Bauchentscheidung

*Über 70 Prozent aller Schwangerschaften in Deutschland gelten als »Risikoschwangerschaften«. Pränatale Diagnosen geben Auskunft über mögliche Fehlbildungen des Kindes – und stellen werdende Eltern vor eine scheinbar unlösbare Entscheidung.*

VON TOBIAS KRONE & LUCIA WEISS

**W**ÄHREND DER Untersuchung ist es nur eine Ahnung. Linda Hildebrandt liegt im Untersuchungszimmer bei einem Frauenarzt in Berlin-Mitte. Der Raum ist karg, die Atmosphäre steril. Die Studentin, damals 25, ist im fünften Monat schwanger und denkt an nichts Schlimmes. Zusammen mit ihrem Freund Christian Rehmer freut sie sich auf ihr zweites Kind. Die Frauenärztin aus ihrem Heimatort Eberswalde hat sie routinemäßig an den Pränataldiagnostik-Spezialisten überwiesen. Sie selbst will eigentlich nur wissen, ob es ein Mädchen oder ein Junge wird. Die Untersuchung scheint ewig zu dauern. Der Arzt schweigt.

Im Sprechzimmer schließlich erklärt er, was er gesehen hat. Der Fötus in ihrem Bauch hat Trisomie 13, einen seltenen genetischen Defekt, bei dem das 13. Chromosom dreimal statt üblicherweise doppelt vorhanden ist. Die Folge sind Herzfehler sowie Fehlbildungen des Körpers und des Gehirns: »Nicht lebensfähig«, lautet die Prognose des Mediziners. Jetzt soll Linda

entscheiden, ob sie das Kind trotzdem bekommen möchte. Der nächste Termin für eine Abtreibung ist bereits in vier Tagen.

In Deutschland wurden 2007 rund 802.000 Frauen schwanger; das Risiko, ein behindertes Kind zu bekommen, liegt bei zwei bis vier Prozent, leichte Behinderungen inbegriffen. Trisomie 13 tritt enorm selten auf, mit einer Wahrscheinlichkeit von 1:10.000. Die durchschnittliche Lebenserwartung für an Trisomie 13 erkrankte Babys ist sehr niedrig, laut Untersuchungen überlebt die Hälfte der geborenen Kinder die erste Woche nicht. Sollte Lindas Tochter die Geburt also überstehen, ist ihr Tod nur eine Frage von Wochen. Ein Schwangerschaftsabbruch wäre problemlos möglich, der Berliner Arzt würde jederzeit zustimmen. Die Entscheidung liegt allein bei Linda.

Die nächsten Tage durchleben sie und ihr Partner ein Wechselbad der Gefühle, zudem sind sich beide nicht einig: »Meine erste Reaktion war, es ist und bleibt mein Baby, ganz egal was los ist«, erzählt sie. Christian hingegen zweifelt an seiner Kraft, die Zeit mit einem todgeweihten Kind überstehen zu können. Nach dem dritten





»Sich für ein behindertes Kind zu entscheiden, ist nicht leicht. Sich dagegen zu entscheiden, nicht leichter.«

#### ABBRUCH NACH DER DIAGNOSE

Eine Frau, die in Deutschland erfährt, dass sie ein behindertes Kind bekommen wird, kann die Schwangerschaft beenden lassen. Dazu berechtigt sie die »medizinische Indikation« eines Arztes. Damit ist sie – anders als beim Abbruch, den jede Schwangere mit einem Beratungsschein innerhalb der ersten 14 Wochen machen lassen darf – an keine Frist gebunden. Ab der 14. Schwangerschaftswoche kann der Fötus nicht mehr durch eine Ausschabung entfernt werden. In der sogenannten Spätabbruchphase muss daher künstlich eine Fehlgeburt eingeleitet werden. Da ein ungeborenes Kind bereits ab 22 Wochen potentiell lebensfähig ist, wird es zuvor durch eine Kaliumchlorid-Spritze getötet. Einem Schwangerschaftsabbruch, dem dieser Fetozid vorausgeht, muss eine Ethikkommission zustimmen.

Tag gerät auch Lindas Überzeugung ins Wanken, während Christian sich nun die Geburt ihres Kindes vorstellen kann. Sie redet mit ihren Eltern, diese signalisieren Ablehnung: »Um Gottes Willen, so ein Kind könnt ihr auf keinen Fall bekommen.«

Wie schwierig die Entscheidung ist, wenn man selbst »so ein Kind« im Bauch trägt, weiß auch Katja Baumgarten, Hebamme aus Hannover, die ihren Konflikt im autobiografischen Dokumentarfilm »Mein kleines Kind« dargestellt hat: Sie befindet sich in der 21. Schwangerschaftswoche, als sie die Diagnose erhält: Ihr Kind hat ein multiples Fehlbildungssyndrom mit Verdacht auf Chromosomen-Anomalie. Im Ultraschallbild vermag sie die Behinderung nicht zu erkennen, ihr Arzt aber sieht ein Kind mit komplexen Fehlbildungen. Ein Bild und doch zwei Wirklichkeiten – auf der Untersuchungsfläche treffen die mütterliche Sichtweise und die medizinische Betrachtung jäh aufeinander.



Mehr als 3000 Risikoschwangerschaften werden in Deutschland jährlich abgebrochen.

Katja freut sich zu spüren, wie sich das Kind bewegt. Es scheint dem Ultraschallgerät regelrecht auszuweichen. Ihr Sohn in ihrem Bauch ist so lebendig, die Prognose hingegen sagt ihm den baldigen Tod voraus.

Katja schmerzt diese Aussicht; die Gefühle überschlagen sich. Sie spürt Scham, sucht den Fehler bei sich. Hat sie nicht richtig funktioniert? Sie hat Angst, dass sie den Aufgaben nicht gewachsen ist, die auf sie zukommen. Jeden Morgen wacht sie in Panik auf. Sie kämpft mit ihrer Fantasie, betrachtet Bilder schwerstbehinderter Kinder in medizinischen Fachbüchern, ist abgeschreckt von der nüchternen Präsentation der nackten kleinen Körper. Sie fragt sich: »Ob ich mein Kind auch lieb haben kann, wenn ich es dann vor mir sehe und es nicht schön ist?«

Auch Linda Hildebrandt hat nur eine diffuse Vorstellung von ihrem behinderten Kind. Beim Frauenarzt will sie ein Ultra-

schallfoto. »Sind Sie sicher?«, erwidert dieser. »Schön sieht es nicht aus.« In der folgenden Zeit sammelt sie Informationen über die Behinderung ihrer Tochter. Bei Recherchen im Internet stößt sie auf die Seite von »Leona«, einem Verein für Eltern chromosomal geschädigter Kinder, der ihr Kontakte und Informationen anbietet. Aus den Erfahrungsberichten anderer betroffener Paare schöpfen sie und ihr Partner Zuversicht: »Ich habe gesehen, es gibt einen Alltag mit diesen Kindern«, sagt sie.

Inzwischen wird der Alltag als Schwangere zur Tortur. Wo Linda sich auch befindet – im Supermarkt, in der S-Bahn, in der Uni –, überall wird sie auf ihren dicken Babybauch angesprochen. Als sie mit ihrer ersten Tochter Laila schwanger war, freute sie sich noch darüber. Nun wird Linda sich zum ersten Mal bewusst: »Eine Schwangere ist ein öffentliches Gut«, wildfremde Leute lächeln sie in gutem Willen an und bohren damit nur noch tiefer in ihrem Schmerz. Man erkundigt sich bei ihr, ob alles gut

läuft, ob mit dem Kind alles in Ordnung ist, ob sie sich wohl fühlt: »Das Schlimme war: Ich konnte auf keine ihrer Fragen mit »ja« antworten.« Die damals 25-Jährige, die zunächst offen mit der Diagnose umgeht, muss lernen, diskreter zu sein. Die erste Frau, der Linda von der Behinderung ihres Ungebo-

#### RISIKO SCHWANGERSCHAFT

Mehr als 70 Prozent aller Schwangeren in Deutschland werden als »Risikoschwangere« eingestuft. Da der Katalog potentieller Risikofaktoren immer größer wird, steigt auch der Anteil der Risikoschwangeren stetig an. Als Risikoschwangere gelten Frauen mit chronischen oder Erbkrankheiten, Mehrlingschwangerschaft oder mit erhöhtem Alter: Das Risiko, ein Kind mit Behinderung zu bekommen, steigt ab 35 Jahren. Grund dafür sind zunehmende Fehler bei der Zellteilung: Chromosomenpaare der Eizelle werden nicht exakt getrennt, zusammen mit dem Satz an Erbmateriale der männlichen Samenzelle ergeben sich Trisomien, die zu Fehlbildungen beim Kind führen.

Mittels pränataler Diagnose lassen sich diese bereits im Mutterleib feststellen. Zusammen mit Daten aus den Blutuntersuchungen und dem Alter der Frau kann das Risiko einer möglichen Behinderung berechnet werden. Größere Sicherheit bieten invasive Verfahren wie die Chorionzottenbiopsie, Fruchtwasseruntersuchung oder Nabelschnurpunktion, bei denen Zellen des Kindes entnommen werden. Anhand einer Analyse der Chromosomen lassen sich nun mit großer Sicherheit Behinderungen beim Kind feststellen, dies allerdings erst im zweiten Drittel der Schwangerschaft. Zudem erhöht sich mit diesen Methoden auch das Risiko einer Fehlgeburt um 0,5 bis 2 Prozent.

renen erzählt, reagiert geschockt. »Man muss sich daran gewöhnen, nicht mehr alles zu erzählen«, sagt Linda. Das Ideal der tadellosen Schwangerschaft hat bei ihr einen Sprung bekommen – und wird für sie nie mehr das alte werden. Noch Jahre später wird sie sich dabei ertappen, wie sie schwangeren Frauen mit einem glücklichen Gesicht neidvoll hinterherschaut.

Dann ist der Tag der Entscheidung gekommen: Linda und Christian führen zuletzt noch ein Gespräch mit einer Psychologin. Nach einer Stunde ist es definitiv: Linda wird das Kind zur Welt bringen. »Wir wollten unserer Tochter Mara die Entscheidung selbst überlassen, wann sie sterben will. Oder muss«, sagt sie. Deshalb möchten die beiden auf medizinischen Beistand weitestgehend verzichten: Ärzte bedeuten für Linda »immer Stress«, sie fürchtet zudem, Mara könnte als Forschungsobjekt instrumentalisiert werden. Linda möchte ihrer Tochter nahe sein, sie soll nicht in einem Brutkasten liegen. Zusammen mit ihrer Hebamme plant sie eine Hausgeburt.

Das bedeutet allerdings auch den Verzicht auf lebensrettende Maßnahmen: ein Risiko, das bei vielen großes Unverständnis hervorruft – auch im Fall von Katja Baumgarten, die sich ebenfalls für eine Hausgeburt entscheidet. Das Kind gehöre direkt nach der Geburt in professionelle Hände, meint hingegen ihr Pränataldiagnostiker. Viele Gynäkologen fürchten den Vorwurf unterlassener Hilfeleistung und bestehen auf der Geburt im Krankenhaus. Katja Baumgarten will das nicht einleuchten: Das Kind aus berechtigten Gründen durch einen Abbruch zu töten ist legitim; der Gedanke hingegen, die kurze Lebenszeit nicht durch medizinische Eingriffe zu belasten, befremdet die Schulmediziner. Schließlich aber findet sie Mediziner, die eine Hausgeburt begleiten.

Wie schwer es tatsächlich ist, nicht eingreifen zu können, weiß Silvia Hermann (Name geändert): Sie verzichtete bei der Geburt ihrer Tochter, die an Trisomie 18 erkrankt war, auf weiterführende medizinische Betreuung. Heute würde sie es anders machen. Hilflös sah sie zu, wie ihr Kind immer wieder mit dem Erstickungstod kämpfte.

Bei Linda hingegen läuft zunächst alles glatt: Mara kommt in der eigenen Wohnung zur Welt, sie ist ein ruhiges Kind, hat offenbar keine Schmerzen. Normalität ist trotzdem unmöglich, wie ein Damoklesschwert schwebt der Tod über dem Alltag. Maras Atem ist kaum zu spüren, am zweiten Tag erleidet die Mutter einen Zusammenbruch. Fünf Wochen später stirbt das Kind.

#### **»Vielen Ärzten fehlt es an Fachkompetenz«, sagt der Pränatalmediziner**

Drei Jahre danach sagt Linda: »Maras Leben war eine runde Sache.« Trotz aller Trauer glaubt sie heute, aus den Erfahrungen einer Bekannten, die ihr Baby abgetrieben hat, zu wissen: »Sich gegen das Kind zu entscheiden, ist nicht leichter.« Ob sie von einer Entscheidung sprechen würde, ist sich Linda heute nicht sicher: »Ich habe es einfach laufen lassen.« Die vorgeburtliche Diagnose sieht sie im Rückblick positiv: »Wir konnten dadurch im Vorfeld einiges klären: Wie wollen wir, dass Mara lebt, wie wollen wir ihre Beerdigung haben?« Linda und ihr Partner Christian waren in der Lage, die Fakten für eine eigenständige Entscheidung zu nutzen: Viele andere Paare, weiß Linda, sind es nicht. Durch medizinisches Fachvokabular wird das menschliche Wesen in den Hintergrund gedrängt. Dabei lässt die Qualität der Diagnostik häufig zu wünschen übrig: »Sehr vielen Ärzten mangelt es an Fachkompetenz«, sagt Professor Bernhard-Joachim Hackelöer, Spezialist für Pränatalmedizin am Geburtshilfzentrum in Hamburg-Barmbek.

Vor allem die Seltenheit, mit der gewisse Fehlbildungen bei Ungeborenen auftreten, macht es dem einzelnen Frauenarzt unmöglich, Erfahrungswerte zu sammeln. Unzureichend ist auch die psychosoziale Betreuung in deutschen Praxen. Diese ist allerdings besonders wichtig, stellt die Hebamme Angelica Ensel fest: »Jede Schwangere braucht Begleitung. Das macht sie empfänglich für jegliche Ratschläge.«

In Deutschland gibt es ein großes Beratungsangebot, das von werdenden Eltern jedoch nur selten in Anspruch genommen wird. Seit Anfang der neunziger Jahre beobachtet Ensel, dass Schwangerschaften zunehmend unter dem Risikoaspekt betrachtet werden. »Das hat weitreichende Folgen für Mutter und Kind.« Tatsächlich können Schwangere individuell berechnen lassen, mit welcher Wahrscheinlichkeit ihr Kind behindert sein wird. Die Frauen erhalten eine Zahl, die wenigsten können damit umgehen. Das statistische Risiko suggeriert, eine Entscheidung treffen zu müssen. Katja Baumgarten hält diese Forderung für absurd: »Eigentlich hat man sich ja schon entschieden – man hat »ja« gesagt zur Schwangerschaft und auch zum Kind. Wieso sollte man das auf einmal revidieren?« Auch sie quält zwei Wochen lang die Frage nach einem Abbruch, aber sie entscheidet sich dagegen. Im Gegensatz zu vielen anderen: 3026 Schwangerschaftsabbrüche nach einer medizinischen Indikation zählte das statistische Bundesamt im Jahr 2007.

Sowohl Katja Baumgarten als auch Linda Hildebrandt können diese Frauen verstehen: Die Entscheidung für oder gegen das Austragen ist für sie stets ein individueller Weg. Wichtig ist ihnen nur, dass er bewusst gegangen wird. Linda trauert noch heute um Mara, doch brachte ihr der Tod auch Klarheit darüber, wie groß ihre Familie sein sollte: Mittlerweile ist Linda Mutter von drei gesunden Mädchen. ➤



## NACHRUUF

Sie litt täglich; ihr Leben war ein Risiko. Doch Mut und Lebensfreude gab sie nie auf.  
Im Sommer 2006 trafen wir Merve Uluyardimci für die »Schatten«-Ausgabe von INJEKTION.  
Anfang dieses Jahres verstarb sie.

**J**ULI 2006: In einer Eisdiele suchen Mädchen in Tops und kurzen Röcken Schutz vor der Hitze. Nur Merve Uluyardimci trägt lange Kleidung, feste Schuhe, einen Kopfschutz und Handschuhe. Ihr ganzes Leben ist ein Risiko: Jeder Sonnenstrahl kann tödlich für die 21-Jährige sein. Merve leidet an der seltenen Krankheit XP, besser bekannt als »Mondscheinkrankheit«. Trotz ihrer Erkrankung kämpft Merve unermüdlich für ein würdiges und »normales« Leben, macht den Realschulabschluss. Im Juli 2006 begleiten wir Merve. Mit ihrer Offenheit und ihrem Mut beeindruckt sie uns: In Merves Wohnzimmer sehen wir zwar ihr stark vernarbtes Gesicht und einen Körper, der von mehr als hundert Operationen gezeichnet ist; vor allem aber sehen wir einen starken, einen schönen Menschen.

Über das Internet lernt sie Ferhat kennen. Sie treffen sich. Auf die Frage, wie seine Traumfrau sein müsse, antwortet er: »So wie du«. Im März 2007 heiraten die beiden. Am 17. Februar 2008 erleidet Merve eine Blutvergiftung und verstirbt. »Mit ihrem Tod hat auch ihr Leiden ein Ende gefunden«, sagt Ferhat.

Merve wurde nur 23 Jahre alt. Umso erstaunlicher, wie viele Menschen sie in diesem kurzen Leben berührt hat.

KATHARINA MOTYL

Die Geschichte aus Heft 3 unter: [www.injektion-online.de/merve](http://www.injektion-online.de/merve)



## DIE INJEKTION-LESERBEFRAGUNG TEILNEHMEN UND GEWINNEN



Unter allen Teilnehmern verlosen wir:

3 Exemplare des Spiels »Obscure II« für Nintendo Wii™:  
Wenn Alpträume wahr werden – Monster auf dem Uni-Campus

3x

3 Fan-Sets zu Wes Andersons Kultfilm  
»Darjeeling Limited« inklusive DVD,  
Soundtrack von Universal Music und  
einem exklusiven Männerpflegeset



3x

[WWW.INJEKTION-ONLINE.DE/BEFRAGUNG](http://WWW.INJEKTION-ONLINE.DE/BEFRAGUNG)

## Untergrundszenen

*Der Kalte Krieg ist vorbei; Deutschland nicht länger das desig-  
nierte Schlachtfeld der Großmächte. Die Bunker von einst sind  
stillgelegt, seit das Gefühl der konkreten Bedrohung verschwun-  
den ist. Die gewaltigen Rückzugsorte für den großen Knall wie  
der ehemalige DDR-Regierungsbunker dienen heute höchstens  
noch als Freizeitattraktion. Findige Unternehmer setzen dage-  
gen auf die Furcht vor neuen, abstrakten Bedrohungen  
durch Terroranschläge und wollen den »Bunker  
von der Stange« für Jedermann etablieren.*

Zwei Ortsbesuche



RISIKO

# Bombensichere Geschäfte

Eine Firma aus Hannover vertreibt den »Bunker für Jedermann«. Doch

Terrorangst und Katastrophenfurcht der Deutschen sind offenbar nicht

groß genug – der Verkauf läuft schlecht.

VON SUGÁRKA SIELAFF

DER TÜRSPALT WIRD kleiner und kleiner, ein hohles, metallisches Klicken, und dann ist sie da: die völlige Finsternis. Der Kopf sagt, dass dies bloß ein Test ist: einmal den Bunker für Jedermann ausprobieren. Aber für Millisekunden schießt ein Gefühl an die Oberfläche. Es schmeckt nach Panik. Die Decke drückt von oben, es riecht nach altem Eisen. Geräusche von außen kommen nur als Pochen und Murmeln an. Jetzt zur Tür laufen, sie aufreißen und draußen sein. Der Hochglanzprospekt versprach für den Besuch

etwas anderes: »Genießen Sie das gute Gefühl absoluter Sicherheit.« Auf dem Cover sind der Aufriss einer unterirdischen Wohnung und eine massive Stahltür in edlem Grau zu sehen. »Herzlich willkommen bei der ABCguard safety systems GmbH! Ihr eigener ABC-Schutzraum: A safe place in an unsafe world!«

Diplom-Bauingenieur Oliver Langwisch, Vertriebschef der Firma ABCguard, hat mehrere dieser Hefte. Er muss sie aus der Hand legen, um die Tür zur Lagerhalle aufzuschließen. Hier soll er stehen: der ABC-Schutzraum, der Privatbunker für Jedermann. Nach vierjähriger

Prüfzeit erteilte das Bundesamt für Bevölkerungsschutz und Katastrophenhilfe vor einem Jahr die Zulassung für den Serienbau des »basic«-Bunkers.

89.000 Euro kostet er, innerhalb einer Woche kann er in jedem Garten versenkt werden. Bis zu sieben Personen sollen im Bunker vier Wochen lang den Atomunfall oder einen Terroranschlag überleben können. »Sicherheitstechnik made in Germany – das zieht unheimlich«, lacht Langwisch.

In der Lagerhalle singt das Radio »Cheri Cheri Lady«. Eine Hobelbank und ein freundlicher Herr im Blaumann stehen unter Reihen von sauberlich aufgehängten Stemmeisen; um die Ecke dann ein grauer Baucontainer. Oliver Langwisch lächelt aufmunternd: »Das ist er!«

Ummantelt von einer dreißig Zentimeter dicken Betonschicht soll dieser sechs Meter lange und drei Meter breite Container einem Angriff mit »atomaren, biologischen und chemischen Kampfmitteln« standhalten. Biologische Kampfmittel sind etwa Parasiten, Pest und Pockenviren. Sie gelangen durch den Magen-Darm-Trakt oder über die Haut in den menschlichen Organismus. Viele davon seien, so steht es auf der Internetseite von ABCguard, am Ende der Sowjetunion aus russischen Militärlabors verschwunden.

## Freie Dekorwahl: Auf Wunsch gibt es den Bunker auch mit Holz vertäfelt

»Damit schüren wir keine irrationalen Ängste«, betont Langwisch. »Das sind Fakten. Ich versuche, da nicht zu werten.«

Er ist Anfang dreißig, trägt einen sauber gestutzten Vollbart und Glanz im Haar. Dass sein Chef neben Bunkern mit seiner Firma Joydivision auch Gleitmittel und »Liebesschaukeln« vertreibt, merkte er erst, als er am ersten Arbeitstag einen einschlägigen Katalog auf seinem Schreibtisch fand. Es stört ihn nicht. Mit liebevollem Blick umrundet er den Container. »Gehen wir zur De-kon-ta-mi-nations-schleuse.« Durch diese muss man den Bunker betreten. Eine große Stahltür öffnet sich zu einer Quadratmeter-Zelle, aus der eine weitere Stahltür in den Bunker führt. Ansonsten ist nichts zu sehen. »Hier ist dann eine« – und wieder kommt ihm das Wort problemlos über die Lippen – »Dekontaminations-dusche«, erklärt Langwisch. »Die Luft wird ausgetauscht, damit keine giftigen Gase eindringen.«

Im Container ist es wie in einer Konserve, dumpf und niedrig. Graue, gewellte Wände, ein bespanntes Metallhochbett und ein großer Luftfilter mit Handkurbel – falls der Strom ausfällt. Dass in alten Großbunkern die Spiegel aus Blech waren, damit sich niemand mit Glassplittern die Pulsadern aufschneiden konnte, erscheint plötzlich weniger absurd. »Inzwischen ist auch völlig freie Dekorwahl möglich«, sagt Langwisch, »Holzvertäfelungen oder Ähnliches.« Auf Wunsch wird auch ein Campingklo mitgeliefert. Zur Grundausstattung gehört lediglich »ein Eimer mit Tüte«.

Langwisch ist nun in seinem Element. Die technischen Details sprudeln nur so aus ihm heraus. Dabei spricht er ausschließlich zu Bunkerplänen, die an den Wänden hängen. Strahlenschutztür, Notausstiegs-luke, Sandfilter, Zu- und Abluftleitungen, Schutz gegen Luftstoß- und luftinduzierte Erdstoßwirkungen ...

Und wie viele der Bunker wurden bereits verkauft?

Langwisch stockt und lässt von den Plänen ab. Plötzliche Stille. »Offiziell fünf.« Und inoffiziell? Er zögert. »Keiner.«

Es gäbe aber »Hunderte Interessenten« und man sei dabei, ein weltweites Vertriebsnetz aufzubauen. Im Bunker wird es langsam stickig. Langwisch geht zur halboffenen Bunkertür und stößt sie ganz auf. Warum kauft niemand den Bunker? »Weil bisher nichts passiert ist. Ein Anschlag – und das wäre ganz schnell anders.« Nicht, dass er sich das wünsche, aber so sei es nun einmal.

Draußen ist die Luft klar; die Sonne scheint. Ob Langwisch selber einen Bunker hat? Er blickt zurück in den Container. Nein, er wohnt noch in einer Mietwohnung. Dann fragt er, ob er die Bunkertür einmal schließen solle. »Als Test: einmal den Ernstfall proben.«

† Schlichtes Wohnen für 89.000 Euro: der Bunker, Modell »basic«





## Endstation für Onkel Erich

*In der Nähe von Berlin liegt der Bunker, in den sich Erich Honecker und die SED-Führung im Fall eines Atomkrieges zurückziehen sollten. Jetzt wird er für immer versiegelt. Ein Abschiedsbesuch*

VON SUGÁRKA SIELAFF

**D**IE LUFT IST schwer, lau und milchig auf einem Hügel im Wald vor Berlin. Tannen und Gräser wiegen sich träge. Nichts deutet darauf hin, dass ein paar Meter tiefer der Bunker liegt, in dem der DDR-Staatsratsvorsitzende Erich Honecker im Fall eines Atomkrieges mit seiner Entourage verschwinden wollte. 7500 Quadratmeter Nutzfläche für bis zu 450 Personen.

Das Tor zur sozialistischen Unterwelt ist eine nach vorn gebeulte, zwei Tonnen schwere Stahltür. Über der Tür weist ein

sorgsam handgeschriebenes Schild die Eintretenden an, sich vollständig zu entkleiden und Pistolen sowie wichtige Dokumente im »Plastebeutel« zu verstauen.

»Radioaktiv verseuchte Personen mussten den roten Linien auf dem Boden folgen, nicht kontaminierte Personen den blauen«, sagt Hannes Hensel. Er ist Herr über den Bunker, bis dieser Ende 2008 endgültig versiegelt wird. Im Jahr 2003 hat er einen Verein gegründet und mit der Stadt Berlin einen Vertrag über die Nutzung des Bunkers ausgehandelt. Bis Oktober 2008 wurden Besichtigungstouren angeboten, eine der Varianten hieß »Tough Guy Tour«. »Nur

*Warme Küche für kalte Krieger: Bis zu 450 Personen sollten im Honecker-Bunker Platz finden.*

um die Ehefrauen abzuschrecken«, betont Hensel, silberfarbener Bürstenschnitt, vorsichtiger Blick, Narbe auf der Stirn. »Das ist nicht militärisch gemeint, soll aber die Abenteuerlust wecken.« Einer seiner Mitstreiter ist dabei, die Gänge zu staubsaugen. Das leise Staubsaugerbrummen nähert sich und entfernt sich wieder.

Die rote Linie führt zu den Chemieduschen. Züchtig verdeckt von einem Blümchenvorhang wären hier kontaminierte Genossen mit einer Chemiebrühe besprüht worden, bevor sie passieren durften.

Das Innenleben des Bunkers offenbart einen irritierenden Kontrast. Einerseits gibt es die Reste seines heimeligen Interieurs: Blümchentapete, Sperrholzmöbel, Marmorimitat und verschiedenste Sorten braunen Teppichs. In der Küche stehen eine Gulaschkanone und Gläser, in denen einmal Obstkompott war. DDR-Schick, vom weißen Pelz des allgegenwärtigen Schim-

mels überzogen: eine gammelnde Idylle. Wohn- und Arbeitszellen sind umklammert von einem Gewirr aus Schächten und Gängen. Eine Krakenstadt aus sich windenden Rohren, Apparaturen, Knöpfen und Hebeln. Endlose Gänge, immer wieder unterbrochen von Stufen und Stahltüren mit großen Handkurbeln. Drückt sich Hannes Hensel gegen die Türen, fallen sie mit einem hohlen Knall in den Rahmen; die kalte Stille des Bunkers weicht zitterndem Dröhnen.

Diese zweite, kalte Anmutung des technisch anspruchsvollsten Bauwerks des Warschauer Paktes entspricht seiner Bestimmung: »Hier«, sagt Hensel, »kann man den Kalten Krieg spüren.« Aus der Kommandozentrale des Bunkers sollte der Kampf nach einem Atomschlag weitergeführt werden. Honeckers Schreibtisch stand auf einem Podest. Drei Stufen führen hinauf, der Platz ist jetzt leer. Der braune Plastikteppich lässt die Kriegszentra-



Schaltzentrale des Honecker-Bunkers: rührend dilettantische James-Bond-Kulisse

le als rührend dilettantische James-Bond-Kulisse erscheinen. Hensel wird ausgelassener. »Margot hätte wohl mit rein gedurft.«

Er erzählt, wie oft er sich im Bunker den Kopf gestoßen hat, wenn er nicht an die Rohre dachte, die »das Bauwerk« durchziehen. »Das Bauwerk«, Hensel sagt es mit einer Mischung aus Bewunderung und Besitzstolz. Als rede er von einer Frau. Hin und wieder vertreibt er auch Eindringlinge. »Ich habe Nachrichtentechnik studiert«, erzählt er. »Man sieht es nicht – aber das Bauwerk ist gesichert.« Bemerkt er zu Hause, dass sich im Bunker etwas bewegt, fährt er von hinten auf das Gelände und macht auf den letzten Metern das Licht aus. Dann steigt er in den Bunker. Angst hat er nicht: »Ich weiß mich zu wehren«. Hensel ist Kampfsportler: Eskrima – eine philippinische Fechtkunst – und Kung Fu. Entkommen könnten die ungebetenen Besucher nicht. »Die haben keine Chance, ich

kenne das Bauwerk besser.« Einmal ertappt er ein paar Schrottdiebe, die gerade eine Suppe aufsetzen wollen, bevor sie sich ans Abschrauben machen.

Die Suppenköche stellt er im Dispatcher-raum, der Schaltzentrale. Die ist mit Pulten und Knöpfen gefüllt, einige Armaturen hängen an Kabeln herunter. Hensel packt einen Knüppel neben dem Pult: »Der wichtigste Schalter. Eins bedeutet Standardbetrieb«, er drückt den Knüppel nach links, »zwei Normalbetrieb vor dem Knall«, er reißt den Knüppel nach rechts, »und drei totale Selbstversorgung«.

Nach zwei Wochen hätte Honecker den Bunker verlassen müssen. Im Schutzanzug hätte er die Panzerfahrzeuge in den nahen Garagen erreicht, die ihn zum Flugzeug, auf den Weg in die Sowjetunion bringen sollten. Oder er wäre längst tot gewesen, denn die totale Abschottung war nur für 36 Stunden möglich. Dann hätte zumindest die Luft wieder von außen kommen müssen. 🐰

# für länger-zeitstudien.



vielviel koffein

fritz-kola.de RED RABBIT





# Einsame Spitze

*Marcus Urban ist Profifußballer und schwul. Für den Erfolg auf dem Platz opfert er Freiheit und Identität: Ein Outing kann das sportliche Aus bedeuten. Offen schwul lebt er erst, als er nichts mehr zu befürchten hat – nach dem Karriereende.*

VON CLIFF LEHNEN & JON MENDRALA /

FOTO ANNIKA BÖRM

CHEFREDAKTEUR KELVIN MacKenzie ist zufrieden, als er am 22. Oktober 1990 die »Sun« aufschlägt. Es ist Montagmorgen, das britische Boulevardblatt hat die neue Woche gleich mit einer Exklusivgeschichte begonnen: In großen Lettern verkündet Fußballprofi Justin Fashanu öffentlich seine Homosexualität. Die Leute kennen Fashanu: Zehn Jahre zuvor erzielte er als blutjunger Stürmer für Norwich City gegen den Rekordmeister Liverpool mit einem spektakulären Treffer das »BBC Goal of the Season«, das Tor des Jahres. Über Nacht wurde er berühmt, wechselte wenig später zu Nottingham Forest und wurde der erste schwarze Fußballprofi im Königreich, der einen Verein mehr als eine Million Pfund kostete. Nun ist er der erste Profifußballer, der sich je offen zu seiner Homosexualität bekannt hat.

Als Marcus Urban gleichen Tags auf dem Trainingsplatz des damaligen DDR-Vereins Rot-Weiß Erfurt (RWE) steht, weiß er von alledem nichts. Erfurt spielt damals in der höchsten Spielklasse. Es regnet in Strömen, der Coach brüllt Anweisungen über das Grün. Marcus rennt, doch er ist müde.

Er ist zehn Jahre jünger als Fashanu, steht mit 19 Jahren am Beginn einer hoffnungsvollen Karriere: In der DDR hat er sämtliche Jugendauswahlmannschaften durchlaufen, mit späteren Nationalspielern wie Bernd Schneider, Thomas Linke und Frank Rost auf dem Platz gestanden. Beobachter wähen ihn kurz vor dem Durchbruch, sein Verein ist auf dem Sprung in die erste gesamtdeutsche Zweite Bundesliga, der Vertrag liegt zur Unterschrift bereit. Bereits seit 1984 trainiert er in der renommierten Kinder- und Jugendsportschule Erfurt auf seinen Traum vom Profifußball hin; nie war Marcus ihm so nah wie hier bei RWE. Gleichzeitig ist dieser Traum so weit entfernt. Seine Jugend verbringt Marcus auf dem Fußballplatz – und doch versteckt er sich zu jeder Zeit: Er ist schwul. Keiner weiß es. Denn keiner darf es wissen.

»Schwul«, sagt er heute, »dieses Wort existierte für mich damals nur als Schimpfwort. Ich dachte: Als Fußballer ist man nicht schwul, fertig.« Urban ist hager, wirkt mit seinen 1,75 Metern wie der klassische Mittelfeld dribbler Marke Mehmet Scholl. Eloquent und gewitzt erzählt er seine Geschichte, legt dramatische Pausen ein. Wenige in den späten achtziger Jahren sozialisierte Profifußballer sprechen so.

## Marcus mochte Männer, er spürte es. Nachts träumte er von ihnen. Und tagsüber spielte er mit ihnen Fußball

Doch kaum denkt man, es sei für ihn Routine, von den Jahren in der Sportschule zu erzählen, ringt Urban um Worte. »Ich war völlig allein«, sagt er nach Sekunden der Stille. »Es gab niemanden, mit dem ich hätte sprechen können, keine schwule Öffentlichkeit, keine Bars, nichts.« Wieder Stille. Urban ist ein nachdenklicher Mensch. Psychologie ist sein Hobby, die eigene Psychologie zuvorderst: »Ich musste lernen, meine Probleme zu verstehen, um sie lösen zu können«, sagt er. Schon als Teenager begann er, psychotherapeutische Literatur zu wälzen.

### »Ein öffentliches Outing hätte mein einziges Ziel im Leben für immer zerstört«

In der streng geführten Sportschule war für derlei Sensibilität kein Platz. Die jungen Sportler mussten funktionieren: »Das war der Deal: Sportkarriere gegen Persönlichkeit«, sagt Urban. Für ihn wurde der »Deal« zum jahrelangen Versteckspiel: Marcus mochte Männer. Er spürte es. Nachts träumte er von ihnen. Und tagsüber spielte er mit ihnen Fußball. Mit hartem Training versuchte er, sich von seinen Gefühlen abzulenken, brüllte und foulte auf dem Platz. »Ich wollte meine Emotionen nicht zulassen. Doch sie ließen sich nicht abstellen«, sagt er und erinnert sich, wie mit 16 Jahren die Wahrheit doch einmal aus ihm herausplatzte: »Wie zum Test sagte ich einem Mannschaftskollegen in der Straßenbahn: ›Du, ich bin schwul.‹ Darauf hat er einfach nicht reagiert!« Stattdessen betretene Stille, »demütigender als jede Beleidigung«. Über das Thema wurde nie mehr gesprochen. Marcus blieb allein.

Immer weiter zog er sich von den Mitspielern zurück, wurde zum Außenseiter. »Ich wusste: Ein öffentliches Outing hätte mein einziges großes Ziel – die Profi-

karriere – für immer zerstört. Die Schule hätte mich gnadenlos aussortiert.« So wurde der Fußball zum einzigen Fixpunkt: »Mit 17 habe ich mir eingeredet: ›Pelé war in deinem Alter schon Weltmeister. Du musst endlich Gas geben!‹ Ich wollte Weltmeister werden – mit der DDR: Ich habe wirklich daran geglaubt.« Übersteigerte sportliche Ziele als Ablenkung von der eigenen Sexualität? »Ich habe mich nicht einmal an die Vorstellung herangetraut, wie es als Schwuler im Profisport wohl wäre – der bloße Gedanke daran machte mir schon Angst.«

Wie ernst Marcus Urbans Angst Ende der achtziger Jahre zu nehmen ist, wird deutlich, wenn man Justin Fashanus Werdegang nach seinem Outing verfolgt: Bereits eine Woche nach seinem öffentlichen Coming-Out in der »Sun« beschimpfte ihn sein jüngerer Bruder John – zu diesem Zeitpunkt selbst englischer Nationalspieler – auf dem Titel des Revolverblattes »The Voice« vor der gesamten Nation als »outcast«, als Ausgestoßenen. Daraufhin begann für Justin ein brutaler Spießrutenlauf. Er wurde zum Freiwild für Mitspieler, Funktionäre, Fans und Medien, ein Getriebener. Er floh schließlich von der Insel, suchte sein Glück bei unterklassigen Clubs in Übersee. Doch glücklich wurde er nie mehr.

Als Talent bei RWE verletzte sich Urban im Frühjahr 1991 schwer; erstmals verließ er darauf die vorgezeichneten Karrierepfade, kehrte Erfurt und der zweiten Liga den Rücken. In Weimar nahm er sein Studium der Stadtplanung auf. Fußball spielte er nebenher: unterklassig, unmotiviert, »völlig unter Wert«. 1993 entschloss er sich zu einem Auslandssemester in Neapel. Hier erlebte er seine intensivsten Momente: Er kickte auf Hinterhöfen und auf der Straße,

labte sich an Pasta mit Meeresfrüchten, besuchte das Haus des großen Maradona und verliebte sich: in einen Mann.

Mit dem Abstand von 1500 Kilometern, dem Ende des Leistungsdrucks und der Dolce Vita Italiens begann Marcus Urban zu leben. »Plötzlich war der Sport nicht mehr das Wichtigste im Leben. Ich spürte, wie mir die Distanz zur Machodomäne Fußball Mut zur Offenheit machte«. Dennoch fiel der letzte Schritt zum Outing nicht leicht. Zurück in Deutschland, vergingen erneut quälende Monate, bis Urban 1994 die wohl folgenschwerste Entscheidung seines Lebens traf: Er gab den Traum vom Profifußball endgültig auf und wagte das Coming-Out: »Eine große Last fiel von mir ab. Euphorisiert erzählte ich Bekannten auf der Straße von meinem Freund, rief überglücklich meine Mutter an: ›Mama, ich bin schwul!‹ Mit 23 Jahren gelang es ihm, den fatalen Deal aus der Jugend zu seinen Gunsten zu drehen: Von nun an ging es um Persönlichkeit statt Sportkarriere.

In den folgenden Jahren schloss Urban sein Ingenieursstudium ab, bildete sich in Marketing und Rhetorik fort, arbeitete mit geistig Behinderten und als selbständiger Designer. Fußball spielt er bis heute, als Spielmacher der Herrenmannschaft des schwullesbischen Fußballclubs »Startschuss« in Hamburg – ganz ohne Leistungsdruck, nur zum Spaß. Einen ungewöhnlichen, ja »verrückten« Lebenslauf habe er, meint Urban. Doch sein langes, herzliches Lachen verrät, dass er angekommen ist.

Dieses Glück sollte Justin Fashanu nicht mehr zuteil werden. Im Mai 1998 endete seine Reise im Londoner Stadtteil Shore-ditch. Nach einer jahrelangen, letztlich er-

folglosen Suche nach Respekt brach er hier in eine verlassene Autowerkstatt ein und erhängte sich. »Ich hoffe, dass ich endlich meinen Frieden finden kann«, war in seinem Abschiedsbrief zu lesen. Fashanus Tod war der »Sun« eine letzte Story wert.

Von der Mär, dass es keine schwulen Fußballprofis gibt, hat sich mittlerweile die Mehrheit der Beobachter verabschiedet. Noch hat sich aber kein deutscher Fußballprofi je offen zur Homosexualität bekannt – ist das erste Outing also nur noch eine Frage der Zeit? »Ich bin mir sicher, dass sich schon sehr bald Spieler bekennen werden«, sagt Urban. Die Stimmung sei heute insgesamt viel positiver als Anfang der Neunziger: »Das Outing hat schon begonnen.« Sogar Theo Zwanziger, Präsident des sonst knöchern wirkenden DFB, hat jüngst schwulen Spielern jede nötige Unterstützung beim Outing zugesagt. »Genau das richtige Signal!«, schwärmt Urban und ermuntert die heutige Profigeneration, sich zu öffnen: »Das Versteckspiel ist die Hölle. Es ist unglaublich befreiend, wenn es vorbei ist.« Wieder schweigt er lange, bis er anfügt: »Vielleicht ist die Zeit des ewigen Entweder-Oder für schwule Fußballprofis auch endlich bald vorbei.«

Justin Fashanu ist mit 37 Jahren auf der Suche nach Frieden zerbrochen, blieb seit dem Bekenntnis zu sich selbst allein und erhängte sich schließlich. Marcus Urban ist heute 37 Jahre alt. Er fand seinen Frieden, als er den Fußball hinter sich ließ. Er schämt sich nicht mehr. Er hat sich lieben gelernt.

Im Oktober erschien das Buch »Versteckspieler: Die Geschichte des schwulen Fußballers Marcus Urban« von Ronny Blaschke im Verlag Die Werkstatt.



# Alltag mit Restrisiko

*Seit einem Störfall im Juni 2007 steht das Atomkraftwerk in Brunsbüttel still. Die Menschen in der Kleinstadt unweit Hamburgs leben mit dem alternden Problemmeiler vor ihrer Haustür – und der ständigen Frage »Was wäre, wenn...?«*

VON MARCO LANGE & JON MENDRALA /  
MITARBEIT MICHAL KMEČ & JULIA STANEK /  
FOTOS PHILIPP REISS & MARCO LANGE

**D**IE FÜR NORDDEUTSCHLAND typischen roten Backsteinklinker reihen sich aneinander, dazu einige Reetdachhäuser mit gepflegten Vorgärten und Heckenrosen. Ruhig und beschaulich liegt das Städtchen an der Elbmündung. Wir sind in Brunsbüttel. Von hier aus liefert ein Atomkraftwerk seit 1977 sechs Milliarden Kilowattstunden Strom im Jahr für die umliegenden Gemeinden und das knapp 80 Kilometer entfernte Hamburg.

Ende Juni 2007 fährt das Atomkraftwerk Brunsbüttel nach einem Kurzschluss automatisch herunter, etwa eineinhalb Stunden später wird auch der Meiler Krümmel bei Geesthacht vom Netz genommen. Im Gewirr der ersten widersprüchlichen Meldungen wähnt sich die Republik einem GAU nahe. Die Betreiber Vattenfall und E.ON berichten am Nachmittag: »Die Abschaltung

im Kernkraftwerk Krümmel wurde durch einen Brand in einem Transformator ausgelöst.« Die Ereignisse hielten wochenlang die Bevölkerung in Atem und katapultierten die Sicherheit der Kerntechnik wieder ganz nach oben in die öffentliche Diskussion. Aus Sicht der Atomlobby und ihrer Aufsichtsbehörde, dem Sozialministerium in Kiel, waren die fast zeitgleichen Störfälle Zufall.

»Die Sicherheitssysteme haben wie vorgesehen funktioniert«, heißt es tags darauf in einer Pressemitteilung des Konzerns. Es gab weder Verletzte noch wurde Radioaktivität freigesetzt, so dass die Störfälle als »Ereignisse ohne oder mit geringer sicherheitstechnischer Bedeutung« zu den Akten gelegt wurden. Lediglich die mangelhafte Öffentlichkeitsarbeit von Behörde und den Energieunternehmen lässt die Bezeichnung »GAU« zu. Zwei Tage nach dem Vorfall wird das AKW Brunsbüttel wieder angefahren, geht aber schon drei Wochen später wegen eines Ölwechsels in einem Transformator zunächst in den Standby-



*Idylle am Deich. Direkt dahinter liegt der mehr als 30 Jahre alte Reaktor.*

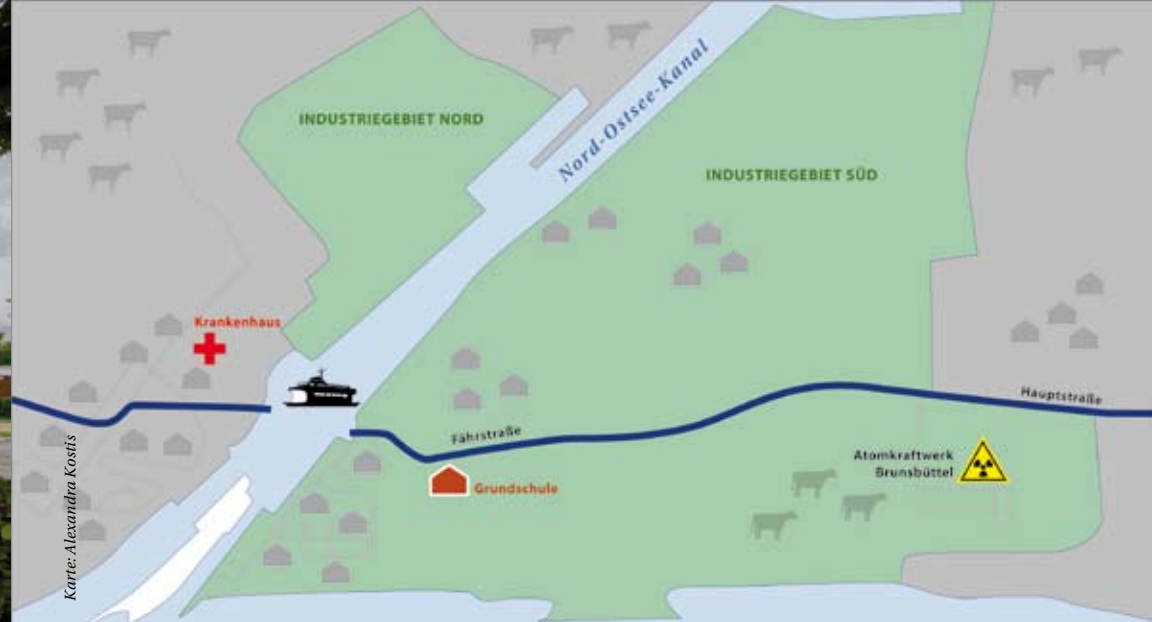
Betrieb; kurz darauf wird der Reaktor komplett vom Netz genommen. Dem Meiler in Krümmel hingegen untersagt das Kieler Ministerium, wieder ans Netz zu gehen – bis heute. Fehlinformationen, Salomitaktik und gegenseitige Schuldzuweisungen führten schließlich zum Rauswurf von Atommanager Bruno Thomauske sowie Vattenfall-Vorstandschef Klaus Rauscher und hinterließen in der Öffentlichkeit Verunsicherung, Angst und Misstrauen.

**»Wir haben keine Anweisungen, wie wir uns im Notfall verhalten müssen«**

Mit Offenheit und Dialogbereitschaft will der Energieriese nun das Vertrauen der Menschen zurückgewinnen. Erst kürzlich wurde in Brunsbüttel eine Broschüre verteilt, die über die Risiken der Kernkraft aufklären soll und der Bevölkerung erklärt, was sie im Falle eines größeren Unfalls zu tun hätte. Im örtlichen Telefonbuch befindet sich zudem ein Evakuierungsplan, der Fluchtwege, Ansprechpartner und Sammelstellen verzeichnet.

Wie nehmen die Menschen das Risiko im Schatten des AKW wahr? Und was würde passieren, wenn eintritt, was »nach menschlichem Ermessen«, wie es in der Broschüre heißt, auszuschließen ist?

Nur knapp einen Kilometer Luftlinie vom Meiler entfernt liegt eine dieser Sammelstellen: die Grundschule Brunsbüttel-Süd. Vor der Schule befindet sich ein Bolzplatz, dahinter liegt das alte Schulgebäude. Von der Eingangstür grüßt eine aufgemalte Sonne. Seit knapp 30 Jahren unterrichtet hier Schulleiter Klaus Jöns (60). Im Unglücksfall wäre es an ihm und seinen zwei Kollegen, die 50 Schüler in die Turnhalle zu führen und auf die Evakuierung zu warten. Auch für die nicht motorisierten Anwohner wäre die Turnhalle der Schule der zentrale Versammlungsort. »Wir haben keine Anweisungen, wie wir uns im Notfall verhalten müssen und was dann zu tun ist. Weder von der Stadt Brunsbüttel, noch vom Kreis Dithmarschen, der für den Katastrophenschutz zuständig ist, noch vom Kraftwerk selber. Nichts«, sagt Jöns.



Grundschule Brunsbüttel-Süd: Sammelplatz im Notfall

Reaktor in Reichweite: 13.500 Menschen leben in Brunsbüttel, in unmittelbarer Nähe zum Kraftwerk.

Anweisungen im Falle eines GAUs gäbe der Krisenstab der Kreisverwaltung Dithmarschen. Dort ist Rolf Claußen (62) seit 1986 für den Katastrophenschutz zuständig. »Glauben Sie nicht, wir sitzen hier nur rum und warten auf das Unglück«, gibt er zu verstehen. In seinem Büro hängt eine große Landkarte: »Störfall-, Unfall- und Umgebungsüberwachung« steht bürokratisch-nüchtern auf dem Plakat, das den Evakuierungsplan für die Kernzone, einen Zehn-Kilometer-Radius um den Reaktor, darstellt. Für jedes erdenkliche Szenario werden Notfallpläne erstellt. Welche Maßnahmen ergriffen würden, hängt letztlich von den konkreten Ereignissen vor Ort ab. Deshalb würde im Ernstfall auch ein Mitarbeiter des Kraftwerks in den Katastrophenstab entsandt. Eine große Rolle spielt aber auch das Wetter. Die Windrichtung etwa gibt die Evakuierungsrouten vor.

wohnen die Menschen nicht nur in der Nachbarschaft des Kernkraftwerks: Auch eine Sondermüllverbrennungsanlage und ein Chemiewerk prägen das Landschaftsbild. Zur Nordseite setzt man mit der Fähre über; die nächste Brücke ist zwölf Kilometer entfernt. Kapitän Bernd Schäwel (55) überquert auf seinem 40 Meter langen Fährschiff den Nord-Ostsee-Kanal im Zehn-Minuten-Takt. Schäwel sieht es gelassen. Schon in der ehemaligen DDR war er seit 1976 am Greifswalder Bodden, in der Nähe des Atomkraftwerkes Lubmin, als Fahrgastschiffer im Einsatz: »Man sollte sich davon nicht aus der Ruhe bringen lassen«, sagt er stoisch. »Eigentlich sind die Dinger ja sicher, aber wenn wirklich etwas Ernstes passiert, ist man auch in Hamburg nicht weit genug weg.« Die Schlagerwelle des NDR unterbricht weitere Ausführungen.

Die 13.500-Einwohner-Stadt Brunsbüttel wird durch den Nord-Ostsee-Kanal in zwei Hälften geteilt. Die Schule liegt auf der industriell geprägten Südseite der Stadt. Hier

Angeht die Störfallgeschichte des Problemmeilers mutet die Gelassenheit der Brunsbüttler für Fremde fahrlässig an. Mit 451 meldepflichtigen Ereignissen seit In-

betriebnahme ist der Siedewasserreaktor der störanfälligste der Republik, stand innerhalb von 31 Jahren insgesamt über zehn Jahre still und hat Brunsbüttel bundesweit zweifelhafte Berühmtheit beschert. Bereits im ersten Betriebsjahr ereigneten sich zwei Störfälle der damals höchsten Kategorie A. Technisch ausgedrückt handelte es sich um eine erhöhte Edelgasabgabe als Folge einer Reaktorschnellabschaltung sowie um eine »Frischdampfleckage« im Maschinenhaus. Auf gut deutsch: Radioaktivität gelangte in die Umwelt. Bei der Sicherheitsüberprüfung im Jahr 2001 wurden 700 Mängel aufgelistet. Bis heute wird an der Behebung gearbeitet, obwohl die Liste innerhalb von zwei Jahren abgearbeitet hätte sein müssen.

### **Der Bürgermeister wünscht sich den Neubau eines Atomkraftwerks**

Schulleiter Jöns kennt diese Fakten. Ein GAU ist trotzdem fern jeder Vorstellungskraft: »Wenn man das befürchtet, kann man hier einfach nicht leben«, erklärt er. »Man geht dieses Risiko bewusst ein und

lernt, sich damit zu arrangieren.« Die Gemütslage kennt auch der parteilose Bürgermeister Wilfried Hansen. Er sieht das Kraftwerk unter ökonomischen Aspekten: Energie für die Industrie, Arbeitsplätze und schließlich Kaufkraft und Gewerbesteuer. Die Rechnung ist einfach und zugleich erdrückend: Ohne Atomkraftwerk gäbe es wohl kein Schwimmbad, kein Kulturzentrum, kein Gymnasium.

Im Alltag der Brunsbütteler spielt der Gedanke an mögliche Risiken durch das Kernkraftwerk keine große Rolle – im Gegenteil: Die 330 Mitarbeiter des Kraftwerks leisten nach Kräften Überzeugungsarbeit in eigener Sache. Mit Nachdruck erklärt der Bürgermeister, dass die Befürworter der Atomkraft in der Stadt eine Mehrheit von vier zu eins stellen. Kraftwerksleitung und Arbeitgeber Vattenfall haben vor Ort viele Freunde.

Erst mit Abstand zum Kraftwerk wachsen Vorbehalte und Ängste – sowie die Bereitschaft, über mögliche Risiken zu sprechen.



In Brunsbüttel fühlt man sich durch kritische Berichterstattung diffamiert; die Presse wird als Gegner im Kampf um die öffentliche Debatte über längere Laufzeiten und die Wiederinbetriebnahme des Kraftwerks wahrgenommen. Die Werksleitung geht soweit, Presseanfragen zum Thema Risikomanagement in Einzelfällen abzuweisen – eine Erfahrung, die auch INJEKTION bei der Recherche gemacht hat. Anstatt aufzuklären, wird Risiko zum Tabu-Thema.

Das überrascht, hatte Vattenfall doch nach den Störfällen vor einem Jahr einen grundsätzlichen Strategiewechsel in Sachen Informationspolitik angekündigt. Ein »Neuanfang« solle gemacht, verlorenes Vertrauen zurückgewonnen werden. Doch

#### NACH DEM STÖRFALL

Einen nuklearen Störfall im Atomkraftwerk Brunsbüttel meldet die Leitstelle des Kraftwerkes dem Bereitschaftsdienst für Katastrophenschutz in der Kreisverwaltung Dithmarschen. Der Bereitschaftsdienst löst Voralarm aus; der »Katastrophenabwehrstab« kommt in der Kreisverwaltung in Heide zusammen. Der Kreis Dithmarschen ist in zwölf Sektoren untergeteilt, um vor Ort Maßnahmen ergreifen zu können. Anwohner werden mittels Sirenen aufgefordert, ihre Radios einzuschalten, da der Rundfunk die aktuelle Alarmmeldung sendet.

Sagt der Deutsche Wetterdienst Wind aus südlicher Richtung voraus, werden Brunsbüttel und das nördliche Dithmarschen schnellstmöglich evakuiert. Hat im Reaktor die Kernschmelze begonnen, kann im schlimmsten Fall unkontrolliert Radioaktivität austreten. Bei einem schweren Störfall überschreitet die Strahlung im Umkreis noch mindestens ein Jahr lang die eigentlich zulässigen Grenzwerte.

für die Presse sei derzeit wenig Zeit, man müsse sich auf die Behebung der Mängel konzentrieren.

Zurzeit arbeiten aus diesem Grund zusätzliche 1000 Menschen im Kraftwerk. Wann der Reaktor wieder ans Netz geht, ist trotzdem nicht abzusehen. »Sicherheit geht vor Schnelligkeit«, heißt es aus der Konzernzentrale. Laut Atomkonsens wäre 2009 eigentlich Schluss mit Atomkraft aus Brunsbüttel. Der lange Stillstand und zugesicherte Reststrommengen könnten den Reaktor jedoch bis ins Jahr 2010 retten. Für Bürgermeister Wilfried Hansen ist das nicht lange genug: »Wir haben im Stadtrat mit großer Mehrheit für längere Laufzeiten gestimmt«, berichtet er. »Auch einen Neubau würden wir begrüßen!«

#### *Ist das nukleare Unglück geschehen, kann es nur noch verwaltet werden*

Komplett mit Efeu bewachsen, bildet die Front des Rathauses einen hübschen Kontrast zu den Industrieanlagen und Schornsteinen in Brunsbüttel. Im Büro des Bürgermeisters steht eine riesige Vitrine mit einem alten Segelschiff; dazu in allen Ecken Nippes, der erahnen lässt, wie stolz Bürgermeister Hansen auf seine Stadt sein muss. »Das Risiko ist weitgehend beherrschbar und wir können immer sagen, wir haben das Menschenmögliche für die Sicherheit getan«, erklärt er.

Als einer von wenigen deutschen Standorten für die Schiffsbrandbekämpfung ist die Feuerwehr in Brunsbüttel zwar weit besser mit Gerät und Personal ausgestattet als andere Städte mit vergleichbarer Größe. Im Falle einer nuklearen Katastrophe würde dies jedoch nichts nützen. »Wenn im Kraftwerk ein Papierkorb brennt, rückt die Feuerwehr aus. Aber wenn eine atomare Katastrophenlage vorliegt, können wir nichts mehr machen. Dann müssen wir auf Anweisungen vom Katastrophenabwehr-

# PONY BAR

SEIT VIER JAHREN EUER STUDENTEN-SALOON AUF DEM CAMPUS

Täglich wechselndes Kulturprogramm:

Montags: Originalton (live Musik)

Dienstags: Hip Hop

Mittwochs: Watch what happens (live Jazz)

Sonntags: Tatort Club

Ausstellungen

Lesungen

DJ-Programme

u.v.m.

Sa & So Frühstück



Allende Platz 1  
20146 Hamburg  
040 - 42 83 87 89 5  
www.ponybar.de

Mo - Sa ab 09.00 Uhr  
Sonntag ab 10.00 Uhr geöffnet

MIT DIESEM COUPON  
ERHALTST DU  
0,50 € RABATT  
AUF EINEN KAFFEE



Atomkraftwerk Brunsbüttel: Über 450 Störmeldungen seit der Inbetriebnahme

Das Knistern der Transformatoren und Umspanner liegt in der Luft. Nebenan grasen Kühe.

stab warten«, heißt es dazu aus Rathaus und Feuerwehrhaus unisono. Sollte es trotz aller Unwahrscheinlichkeit zu einer »schwerwiegenden Schadenslage«, wie Rolf Claußen in trockenem Amtsdeutsch sagt, kommen, bliebe auch den Feuerwehren im Kreis nichts anderes übrig als mit ihrem »Löschzug Gefahrgut« die Radioaktivität zu messen und für eine geordnete Evakuierung zu sorgen. Dekontaminationsfahrzeuge und anderes Spezialgerät

stehen bereit. Käme es hart auf hart, könnte auch die Bundeswehr aus dem etwa 40 Kilometer entfernten Albersdorf mit ihren ABC-Spürpanzern eingreifen. Die erschreckende Erkenntnis: Ist das Unglück einmal geschehen, kann es nur noch verwaltet werden.

Dennoch vertrauen die Brunsbüttler der atomaren Technik – und das müssen sie wohl auch. Denn nicht Feuerwehr, Bürger-

meister oder Katastrophenschutz verhindern den GAU, sondern die Mitarbeiter im Meiler. Vor einem unüberschaubaren Meer blinkender Lämpchen, Monitore und Messdaten sitzen die Kraftwerksfahrer im Leitstand und überwachen den Ablauf der Kettenreaktion. An vorderster Front soll

jedoch die Technik Sicherheit gewähren. Alle Systeme existieren mehrfach und unabhängig voneinander. Menschliches Eingreifen ist hier nur in Einzelfällen vorgesehen.

### **Alle 100.000 Jahre passiert der GAU – so jedenfalls die Berechnung**

Das Kraftwerk befindet sich am äußersten Stadtrand Brunsbüttels in der Otto-Hahn-Straße, die nach dem Entdecker der Kernspaltung benannt wurde. Hinter einem Verwaltungstrakt erheben sich das Maschinenhaus und der Reaktor: über 100 Meter lang, gut 50 Meter hoch, schwarz, rechteckig. In der Luft liegt das Knistern und Surren der Transformatoren und Umspanner. Nebenan traben Kühe über den Deich; Gräser wiegen sich träge im Wind, der vom Meer herüberweht. Besuchern und Interessierten steht ein Informationszentrum täglich offen. Aus den Panoramafenstern blickt man wahlweise auf die Elbe, den Deich oder die schwarze Wand des Reaktors; als Dekoration steht das Mo-

dell eines Brennstabs im Treppenhaus. Dem Besucher wird das Risiko einer Kernschmelze erklärt: Wissenschaftlich soll es laut der aktuellen Sicherheitsüberprüfung bei  $10^{-5}$  liegen – nach dieser Wahrscheinlichkeitsberechnung passiert der GAU alle 100.000 Jahre.

Die über 450 Störmeldungen und 700 technischen Mängel, die seit der Inbetriebnahme des Atomkraftwerks vor gut 30 Jahren in Brunsbüttel gezählt wurden, nähren jedoch auch Zweifel. Aber möglicherweise ist es auch gar nicht allein das Risiko, das der Bevölkerung Angst macht und Atomkraftgegner auf die Barrikaden gehen lässt. Vielleicht hat Vattenfall-Chef Lars Josefsson persönlich die treffendsten Worte gefunden, als er sich nach der Pannenserie im Sommer vergangenen Jahres um Schadensbegrenzung bemüht zeigte: »Ein Unternehmen, das es bei der technischen Feststellung belässt, dass eine Gefährdung zu keinem Zeitpunkt gegeben war, hat seine gesellschaftliche Verantwortung nicht ausreichend wahrgenommen.«

ANZEIGE







## Die Fluchthelfer

*Erst wurden sie verprügelt und vergewaltigt. Wenn sich Gewaltopfer danach der Polizei anvertrauen, müssen sie die Rache ihrer Peiniger fürchten. In Hamburg soll ihnen ein spezielles Programm helfen, in Sicherheit zu leben – im äußersten Fall mit einer neuen Identität.*

VON LESLIE GAUDITZ / FOTOS OLE HOFFMANN

**D**IE JUNGE FRAU ist völlig ahnungslos, als sie ihre Wohnung in der Osterstraße in Hamburg-Eimsbüttel betritt: ahnt nichts vom aufgebrochenen Fenster in ihrem Badezimmer, nichts von dem Mann, der heimlich in ihre Wohnung eingestiegen ist und sich seitdem unter ihrem Bett versteckt – schon seit Stunden. Er wartet. So lange, bis sie endlich einschläft, nur wenige Zentimeter über seinem Versteck. Der Mann ist vorbereitet: Er trägt eine Maske, hat ein Messer und Kabelbinder mitgebracht. Kurz nach fünf Uhr morgens, als die 24-Jährige schläft, fällt er über sie her, fesselt sie, vergewaltigt sie. Ein Alptraum – der auch noch lange nach der eigentlichen Tat anhält: Niemand weiß, wer der Täter ist. Stammt er gar aus ihrem

eigenen Bekanntenkreis? Und vor allem die bange Frage: Kommt er wieder? Ein Fall für Anja Rubbel.

Wer bei Anja Rubbel landet, braucht Schutz. Die 44-jährige Polizistin leitet den »Operativen Opferschutz« beim Hamburger Landeskriminalamt – jene Dienststelle der Polizei, die all diejenigen schützen soll, denen im Alltag ständige Gefahr droht: Stalking-Opfer, Opfer häuslicher Aggression, meistens aber: Opfer sexueller Gewalt. Die junge Frau aus Eimsbüttel, die im vergangenen Jahr brutal in ihrer Wohnung vergewaltigt wurde, ist so ein Fall: Sie war akut »an Leib und Leben bedroht«, wie es im Behördendeutsch trocken heißt, und musste von den Opferschutz-Beamten erst einmal »untergebracht« werden. Konkret bedeutet das: Die Polizisten organisieren

eine Wohnung oder ein Hotelzimmer unter falschem Namen, lassen mitunter sogar die Daten des Opfers aus dem Melderegister streichen. Der Täter soll keine Chance haben, sein Opfer noch einmal aufzuspüren und ihm erneut Gewalt anzutun.

Polizistin Rubbel ist davon überzeugt, dass sich der Aufwand lohnt. Nach Eigenangabe ist bislang noch kein Teilnehmer des Opferschutzprogramms zu Schaden gekommen, und das, obwohl die Zahl der betreuten Personen stetig steigt. In seiner jetzigen Form existiert das Programm seit 2005, hervorgegangen ist es aus der seit 1997 bestehenden »ZeugInnenbetreuung«, die damals im Zuge der Hell's-Angels-Prozesse eingerichtet wurde: Damit die verängstigten Zeuginnen in diesem Verfahren aussagen konnten, musste ihnen umfassender

Schutz garantiert werden. Später wurde jedoch schnell deutlich, dass eine große Zahl schützenswerter Personen in Hamburg die Voraussetzungen für den herkömmlichen Zeugenschutz nicht erfüllte – woraufhin der »Operative Opferschutz« ins Leben gerufen wurde.

Auch Fälle aus dem Rotlichtmilieu landen bei Rubbel: Eingeschüchtert und gedemütigt erreichen die verschleppten Frauen, vorwiegend aus Osteuropa, die Hansestadt. Hier müssen sie als Zwangsprostituierte arbeiten. Das Programm ermöglicht ihnen, diesem Schicksal zu entkommen. Es dauert meist jahrelang, bis sich eine Frau überwindet und der Polizei anvertraut.

Auf diesem Weg flog Anfang des Jahres ein Menschenhändlerling aus Osteuropa auf. Hunderte Frauen waren illegal nach



Unbekannt verzogen: Wenn nötig, werden die Daten des Opfers sogar aus dem Melderegister getilgt.

Hamburg geschleust, missbraucht und dazu gezwungen worden, anschaffen zu gehen. Doch eine der Frauen, die ihren Peinigern entkam, sagte aus und wurde zur Kronzeugin der Staatsanwaltschaft. Rubbel sorgte dafür, dass die junge Frau nicht nur eine Aufenthaltsgenehmigung bekam, sondern dass sie Hamburg verlassen konnte und in das umfassende Opferschutzprogramm der Polizei übernommen wurde.

#### **Geld, Kleidung, Unterkunft: Notwendiges für den Neustart**

Ist das Opfer vorübergehend in Sicherheit gebracht und die erste Panik vorbei, steht die sogenannte »Gefährdungskonferenz« auf dem Plan: Experten wie Juristen und Psychologen bewerten gemeinsam mit den Beamten den jeweiligen Fall und beraten über das weitere Vorgehen. Für die Opfer heißt das in der Regel: ein neues Leben beginnen und nicht mehr zurückschauen.

Damit das gelingen kann, ist ein enormer logistischer Aufwand vonnöten: Wenn das Opfer sein bisheriges Leben – Job, Wohnung, Bekanntschaften – aufgibt, müssen die Beamten Notwendiges für den Neustart zur Verfügung stellen: Geld, Kleidung, die Unterkunft in einer anderen Stadt, eine neue Telefonnummer, langfristig einen Ar-

beitsplatz und die Perspektive, irgendwann wieder einmal so etwas wie ein normales Leben führen zu können. Noch komplizierter wird es, wenn Kinder mit im Spiel sind: Für sie muss ein Platz in Kindergarten oder Schule gefunden werden. Mitunter werden sie auch erst einmal völlig von der Mutter getrennt – etwa wenn eine drogenabhängige Mutter zunächst die Entzugstherapie durchstehen muss. Kinder stellen zudem ein Risiko dar, könnte doch der Täter auch über sie die Spur zur Mutter wiederaufnehmen.

Im Ernstfall müssen die Kriminalbeamten dann den letzten Schritt gehen – und dem Opfer eine völlig neue Identität verschaffen. Dann werden neue Ausweispapiere notwendig, gefälschte Arbeitszeugnisse, kurzum: ein komplett fiktiver Hintergrund, der den bisherigen Lebenslauf ersetzt.

Die Opfer sind fast immer Frauen. Männer sind eher die Ausnahme. Deutsche gelangen meist wegen häuslicher Gewalt in die Obhut des Opferschutzes, fast alle Opfer anderer Gewalttaten haben Migrationshintergrund. In allen Fällen ist die Betreuung kein Automatismus: »Freiwilligkeit ist eine unabdingbare Voraussetzung dafür, dass wir jemanden aufnehmen. Wir müssen gemeinsam mit den Betroffenen absprechen, was wir planen. Wir können nichts diktieren«, erklärt Rubbel und fügt an: »Ich habe immensen Respekt vor den Menschen, die es tatsächlich durchstehen, ihr altes Leben komplett aufzugeben.«

Doch Anja Rubbel kennt auch Fälle, bei denen sie nichts für die Opfer tun konnte: Besonders deprimierend war für die Beamtin erst kürzlich der Fall einer 19-jährigen Bulgarin, die wieder zurück zu ihrem Zuhälter lief, weil dieser ihr androhte, ihrem Kind etwas anzutun. »Wir hatten keine Chance, an sie heranzukommen«, erinnert sich Anja Rubbel. »Das sind die Momente, die richtig wehtun.«

## »Ich wollte unsichtbar sein«

*Manuel Bauer war eine Neonazi-Größe. Im Gefängnis wandte er sich von der Szene ab – danach begann ein Leben auf der Flucht.*

ALLES FING MIT einer einfachen Schlägerei im Jugendknast an. Eini-ge meiner rechten Kameraden dort dealten mit Drogen – ein Verstoß gegen unseren Kodex. Der Streit eskalierte, ich wurde zusammengeschlagen. Zwei Türken retteten mich. Ausgerechnet Türken. Warum? Sie wussten doch, wer ich war. Zum ersten Mal zweifelte ich an der Ideologie.

Zeitgleich machten mir der Staatsanwalt und Sozialarbeiter des Aussteigerprogramms »Exit« ein Angebot: Wenn ich die Neonazi-Szene verlassen und Insider-Infos herausrücken würde, milderten sie meine Strafe. Ich stimmte zu.

Es war die härteste Entscheidung meines Lebens: Der Ausstieg bedeutete für mich Verrat an meinen Kameraden und Überzeugungen. Ich stand plötzlich mit nichts da. Die Gemeinschaft und meine Bedeutung in der Szene fehlten mir. Noch Monate später bereute ich meinen Entschluss.

Fortan lebte ich gefährlich: Die rechte Szene ist auch im Gefängnis aktiv. Zwar herrscht striktes Versammlungsverbot, doch die Wärter bekommen nicht alles mit; einige sympathisieren sogar mit der rechten Szene. Wem konnte ich trauen? Doch ich wollte mich ändern, radikal: Noch im Knast wechselte ich mein Outfit, gab sämtliche rechte Musik und Zeitschriften ab.

Nach meiner Entlassung tauchte ich unter, weg aus meiner Heimatstadt Torgau in Sachsen. Wieder hatte ich Angst. An Orten, an denen man mich kannte, durfte ich mich nie wieder blicken lassen. Ohne »Exit« hätte ich es nicht gepackt: Ich be-

suchte Politik- und Geschichtsseminare, begann zu zeichnen. Ich aß zum ersten Mal einen Döner – mit 23 Jahren.

Viermal musste ich umziehen. Das erste Mal zwei Wochen nach meiner Entlassung. Ein Jahr später fanden sie jedoch heraus, wo ich wohnte. Der Verfassungsschutz warnte mich vor. Beim dritten Mal zog ich wegen der Arbeit um. Und beim letzten Mal sind die Nazis bis zu mir nach Hause gekommen. Ich hatte Glück: Ich war nicht da, als sie kamen. Doch sie zerstörten alles. Erneut musste ich flüchten. Bald erfuhr ich von den Behörden: In der Szene war ein Kopfgeld von 10.000 Euro auf mich ausgesetzt. Ich wünschte mir, unsichtbar zu sein.

Zeugenschutzprogramm? Das kommt für mich nicht in Frage; ich habe mir alles selbst eingebrockt. Schließlich bin ich kein Opfer, ich war Täter. Nun will ich alles aushalten – ohne den Steuerzahler zu belasten.

Ich weiß, die Vergangenheit ist nicht rückgängig zu machen. Heute berichte ich Schülern von meiner Zeit in der Szene. Vor einem Jahr habe ich mein Nazi-Tattoo umstechen lassen. Damit sind sechs Jahre Umwandlung komplett. Erst diese Zeit hat mich zum Menschen gemacht. Alles, was ich mir wünsche, ist, ruhig zu schlafen und mir irgendwann vergeben zu können.«

PROTOKOLL KÜBRA YÜCEL

*Manuel Bauer (29) lebt heute in Süddeutschland. Außer seiner Freundin und seinem Arbeitgeber weiß dort niemand von seiner Vergangenheit.*



Willkommen  
im Team.  
Welcome  
to the  
team.

## Wirtschaftsprüfer, Steuerberater, Rechtsanwälte – alles unter einem Dach

|                      |                                                                                                                                                                                                                           |
|----------------------|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| Wir sind             | eine Wirtschaftsprüfungsgesellschaft                                                                                                                                                                                      |
| Mitarbeiter zur Zeit | rund 225 plus 16 Gesellschafter                                                                                                                                                                                           |
| Sitz                 | Hamburg, Innenstadt, Nähe Gänsemarkt                                                                                                                                                                                      |
| Mandantenstruktur    | von kleinen und mittelständischen Mandanten bis hin zu börsennotierten Aktiengesellschaften                                                                                                                               |
| Schwerpunkte         | Schiffahrt, Fondsgesellschaften, Finanzdienstleister                                                                                                                                                                      |
| Organisationsform    | Teamorganisation                                                                                                                                                                                                          |
| Arbeitsstruktur      | Bearbeitung eines eigenen Mandantenkreises sowohl bei Jahresabschlüssen als auch bei Steuererklärungen                                                                                                                    |
| Vorteile             | Hochschulabsolventen werden unmittelbar mit allen Fragestellungen des Berufsstandes konfrontiert und kurzfristig an eigenes Arbeiten herangeführt                                                                         |
| Fachrichtung         | BWL mit Schwerpunkten Revisions- und Treuhandwesen und betriebswirtschaftlicher Steuerlehre                                                                                                                               |
| WIR SUCHEN           | <p>Hochschulabsolventen mit dem genannten Studium. Eine Ausbildung zum Steuerfachangestellten/Bankkaufmann ist von Vorteil.</p> <p>Praktikanten mit Vordiplom in den entsprechenden Fachrichtungen für 4 bis 6 Monate</p> |



# Narben, die bleiben

*Ein Mann fährt im Bus nach Hause. Als eine junge Frau belästigt wird, mischt er sich ein und wird zum Gewaltopfer. Es bleibt die Frage: Was tun, wenn alle wegschauen?*

VON OLE HOFMANN & JON MENDRALA /

ILLUSTRATION INGE FÖRTSCH

ES IST NUR ein harmloser Satz. »Bitte lassen Sie die Frau in Ruhe!«, sagt er ruhig und wendet sich wieder ab. Es kracht, klirrend verteilt sich Glas auf dem Boden des Busses. Jemand hat einen Flaschenhals abgebrochen, doch Nasser Djombassie kann das nicht sehen – überrascht und verschreckt dreht er sich um. Ein Fehler. Sekundenbruchteile später zieht ein Unbekannter ihm die scharfe Bruchkante durchs Gesicht. Blut schießt aus zwei klaffenden Wunden rund um sein linkes Auge.

Über 20.000 leichte und schwere Körperverletzungen vermeldete die Polizei Hamburg im vergangenen Jahr. In Broschüren werden Bürger zum Einschreiten aufgefordert: »Sehen Sie nicht weg!« Ein Satz, der einleuchtet. Schwieriger wird es schon bei der nächsten Empfehlung: »Vertrauen Sie nicht darauf, dass sich andere Leute einschalten, sondern gewinnen Sie Umstehende für ein gemeinsames Eingreifen.« Das kann gefährlich werden. Bereits der Versuch, Widerspruch unter schweigenden Lämmern zu organisieren, rückt den Handelnden unweigerlich ins Blickfeld der Tä-

ter. Die gut gemeinten Ratschläge der Polizei: Nasser Djombassie hatte von ihnen niemals gehört – und sie hätten ihm letztlich auch nichts genützt.

Es ist ein milder Tag im Dezember des Jahres 2004. Der 34-jährige Maurer kommt von der Arbeit. Er muss heute einen Umweg fahren, noch Werkzeug aus dem Büro für den morgigen Tag holen. Gegen 19 Uhr steigt der gebürtige Kameruner an der Haltestelle Wandsbek-Markt in den Bus Nummer 23, der ihn nach Billstedt bringen soll. Im hinteren Teil des Busses sitzen drei junge Männer. Unmittelbar davor eine junge Frau um die 30. Die drei beschimpfen sie, schüchtern sie ein. Die Mitfahrer schweigen – zehn Minuten lang. Irgendwann steht Djombassie auf.

Hat er die Situation falsch eingeschätzt? Zumindest hatte er keine Chance, den Schlag mit der zerborstenen Flasche abzuwehren. Djombassie versucht mit einer Hand, die Blutung zu stillen, mit der anderen will er den Täter aufhalten. Das Blut trübt seine Sicht; die Täter flüchten und auch von der jungen Frau fehlt beim Eintreffen der Polizei jede Spur. Der Familienvater wird ins Krankenhaus Eilbek gebracht, um die Wunden nähen zu lassen. Er ist schwach,

müde und verstört. Später, als er wieder zu Hause ist, platzen die Narben auf, die Wunden fangen erneut an zu bluten.

Vier Jahre später: Wir treffen Nasser Djombassie am Hamburger Hauptbahnhof. Verabredet ist ein Fototermin, wir wollen ihn porträtieren, die Narben zeigen. Ein ungeschminkter Blick auf ein versehrtes Gesicht. Begleitet wird er von einem Betreuer des Weißen Rings, der einzigen bundesweit tätigen Hilfsorganisation für Kriminalitätsopfer und ihre Familien. Rund 3000 ehrenamtliche Helferinnen und Helfer engagieren sich in 420 Außenstellen des Vereins und haben im letzten Jahr knapp 1500 Kriminalitätsopfer psychologisch betreut.

**»Ich habe geblutet wie ein Schwein – und niemand hat reagiert«**

Doch Djombassie ist sich nicht mehr sicher, ob er die intimen Bilder wirklich machen möchte. Schließlich lehnt er ab. Zu oft musste er diese Geschichte schon erzählen: der Polizei, den Gutachtern, den Ärzten, seinen Betreuern – nun uns. »Das war damals eine spontane Reaktion. Ich wollte einfach helfen«, erzählt der zweifache Vater. »Die Täter waren grausam. Sie haben einfach zugeschlagen. Warum nur ausgerechnet ins Gesicht?«, fragt Djombassie. »Niemand hat reagiert. Keiner. Ich habe geblutet wie ein Schwein.«

Nasser Djombassie hat unbewusst die Handlungsempfehlung der Polizei befolgt – für ihn die falsche Entscheidung. Die Enge im Bus, die angespannte Situation, das Ausmaß der Gewalt: Kühles Kalkulieren erscheint ohnehin unmöglich. Seit dem Vorfall habe er regelmäßig Angstzustände, sei zurückhaltender, sogar argwöhnischer geworden. Die Narben, die ihn seit diesem Abend entstellen, bestimmen sein Leben. Im Bus hat er Angst – häufig unbegründet. »Neulich bin ich wegen eines kleinen Jun-

gen zusammengezuckt. Natürlich war es Quatsch, der wollte mir nichts tun. Das war ein Kind, aber ich hatte Angst!« Selbst in der Kirche verfolgen ihn die Geister: »Wenn ich sonntags mit meiner Familie in den Gottesdienst gehe, bleibe ich in der letzten Reihe stehen. Dort muss ich niemandem direkt ins Gesicht schauen.«

Warum der Fototermin geplatzt ist, erscheint plötzlich klar. Die Wunden sind zu frisch. »Es fühlt sich komisch an, wenn ich das Gefühl habe, Menschen schauen mich an.« Nach einer kurzen Pause sagt Djombassie mit fester Stimme: »Früher war ich immer gut drauf, habe viel gelacht – das ist jetzt anders. Trotzdem habe ich mein Lachen noch nicht ganz verloren. Ich versuche immer, positiv zu sein.« Zum ersten Mal huscht ein Lächeln über sein Gesicht.

»Seine Einstellung zum Leben hat für mich etwas sehr Gewinnendes und Berührendes«, sagt Betreuer Clausen. »Viele unserer Mandanten empfinden später Hass und hegen regelrechte Rachegefühle.« Djombassie fällt ihm ins Wort: »Die waren besoffen – anders kann ich mir das nicht erklären. Ich hasse niemanden.« Diese Feststellung ist ihm wichtig.

Der Mensch ist die Summe seiner Erfahrungen. Doch die genauen Ursachen der Ängste bleiben im Dunkeln. Was hat Djombassie zuvor erlebt, welche Ereignisse brachten den Kameruner 1991 nach Deutschland? Fragen, die unbeantwortet bleiben; das Gespräch ist vorbei. Djombassies Fall zeigt vor allem eins: Gewalt lässt sich schwerlich lenken, gewalttätiges Verhalten kaum vorhersehen. Eine pauschale Verhaltensempfehlung wirkt naiv.

»Wie kann man Menschen nur so behandeln?«, fragt Djombassie abschließend. Er meint nicht sich. Er meint die bedrängte Frau; jene Frau, die sich aus dem Staub gemacht hat, als er blutend am Boden lag. ➤

**»Früher habe ich viel gelacht – das ist jetzt anders«**





# Am offenen Herzen

*Das Herz ist unser wichtigstes Organ – und sehr verletzlich. In oft stundenlangen Operationen, die volle Konzentration erfordern, retten Herz- und Gefäßchirurgen Leben. Wir porträtieren einige der besten deutschen Spezialisten vor, während und unmittelbar nach komplizierten Eingriffen.*

FOTOS MAXIMILIAN WESTPHAL



Prof. Dr. Herbert Vetter, Chefarzt  
und Herzchirurg, Herzklinikum  
der Heliosklinik Wuppertal



taz ist wahrer Luxus  **die tageszeitung**

Gönnen Sie sich 5 Wochen taz für 10 €. T (0 30) 25 90 25 90 | [www.taz.de/luxus](http://www.taz.de/luxus)



*Gerade einmal 300 bis 350 Gramm wiegt ein gesundes Herz. Es hat nur die Größe einer Faust, muss im Laufe des Lebens aber eine Flüssigkeitsmenge durch unsere Adern pumpen, mit der man 46 gigantische Öltanker befüllen könnte.*





*Das dichte Netz aus Venen und Arterien hat insgesamt eine Länge von rund 100.000 Kilometern. Wehe, wenn es verstopft: Die Gefäßkrankheit Arteriosklerose, bei der sich die Schlagadern durch Ablagerungen verengen, fordert die meisten Todesopfer in den westlichen Industrieländern.*







*Trotz Routine stellt jeder Patient eine neue Herausforderung dar: Schon kleinste Fehler können schwerste Konsequenzen haben. Wer in Deutschland als Facharzt für Herzchirurgie arbeiten will, muss sich nach dem Medizinstudium insgesamt sechs Jahre lang weiterbilden lassen.*







*Ständige Konzentration, filigranes Arbeiten, stundenlange Anstrengung:  
Bis zu vier Operationen führt ein Arzt an harten Tagen durch; Notfälle und  
Nachtschichten halten die Chirurgen zusätzlich in Atem.*



# Die Rolle seines Lebens



*Unser Kolumnist hat Höhenangst und einen schwachen Magen – irgendwie klar, dass wir ihn zum Kunstflug schicken. Loopings in 1400 Metern Höhe sind hier noch das Harmloseste.*

TEXT ROBERT DITTMAR / FOTOS ANNIKA BÖRM

**K**EINE SORGE, DER Fallschirm öffnet sich von allein«, erklärt mir mein Pilot Henning Seibert feixend, »du musst einfach nur rausspringen!« – Ach so, einfach nur? Schönen Dank auch! »Und wenn der Schirm geöffnet ist, kann man ihn dann lenken?«, frage ich stockend. Henning wirft seinen Vereinskollegen einen Seitenblick zu, der zu sagen scheint: *Man* schon, *du* wohl kaum. »Na ja, so ein bisschen sind die Dinger schon steuerbar«, murmelt er. Schauernd beschließe ich, lieber nicht genauer nachzufragen – denn so weit wird's doch wohl nicht kommen.

Oder?

Das Quartier der »Luftsportgemeinschaft Waterkant-Zetel« in der Nähe von Wilhelmshaven beschränkt sich auf das Notwendige: eine gepachtete Graspiste, ein Hangar, ein Vereinshaus – das ist eigentlich alles. Der Vereinsvorsitzende Hartmut Claußen, der mich an der Bar begrüßt, will denn auch gar nicht von einem Flugplatz sprechen, es handele sich lediglich um ein »Segelfluggelände«. Mir ist das herzlich egal. Die Schätze des Vereins birgt der Hangar: Insgesamt sieben Segelflugzeuge stehen hier für die 70 aktiven Mitglieder bereit, vier Einzel- und drei Doppelsitzer, Neupreis pro Stück: über 100.000 Euro.

»Alle Kunstflugfiguren, die man mit motorisierten Maschinen fliegen kann, sind mit Segelflugzeugen genauso möglich«, betont der Vereinsvorsitzende Hartmut Claußen. »Wahrscheinlich sogar noch etwas besser«, wirft jemand ein, woraufhin alle nicken und mir wieder etwas blümerant wird. Immerhin herrscht heute gute Sicht, und es weht kaum Wind – ideale Flugbedingungen eigentlich, wenn nur diese Hitze nicht wäre: Mein Autothermometer zeigt an diesem strahlenden Sommertag 36 Grad an.

»Wir sollten noch ein bisschen abwarten«, entscheidet Pilot Henning daher, »da oben scheint die Sonne noch viel intensiver – und wir hocken quasi in einem Gewächshaus!« Der Vereinsrat beschließt kurzerhand, dass ich nur mit Hut fliegen darf.

## ***Das Blut rauscht, die Sinne schwinden: Blackout schon beim ersten Looping***

Eigentlich sollte ich mir keine Sorgen machen: Der 27-jährige Henning Seibert ist schon seit 14 Jahren Segelflieger und hat bereits etwa 50 Kunstfluggäste sicher zurück zur Erde gebracht. Doch das Warten hat mir nicht wirklich gut getan; im Gegenteil, ich bin immer nervöser geworden und stakse daher nun mit wachweichen Knien zum Flugzeug.

Vereinskamerad Oliver Lübben schleppt uns mit dem Motorsegler in die Höhe. Nachdem wir uns mithilfe der Thermik unter einer großen Quellwolke auf 1400 Meter hinaufgeschraubt haben, klinkt Henning unseren Gleiter aus. Erscheint zu hören, wie mir die Pumpe geht und spricht mir beruhigend zu: »Jetzt machen wir erstmal ganz entspannt einen Orientierungsrundblick.« Am Horizont ist im flirrenden Dunst der Jadebusen zu erahnen, am Boden leuchten die Felder gelblich, die Weiden satt grün und einige geflutete Kiesgruben stechend blau. Tief unter uns setzt ein Vereinskollege eben zur Landung an; auf die Entfernung wirkt sein Fluggerät klein und zerbrechlich wie ein Papierflieger.

Die Aussicht ist schon genial – ginge es nur danach, könnte ich das jeden Tag machen. Aber wir haben ja noch etwas vor. »Packen wir's?«, höre ich mich fragen, bevor ich es mir anders überlegen kann. Hauptsache, das Warten hat mal ein Ende!

Henning lässt die Nase des Flugzeugs nach unten kippen, was meine Innereien veranlasst, sich neu zu formieren. Kurz Schwung geholt, dann zieht er die Kiste





Das professionelle Zubehör vor dem Start: Gemischte Gefühle und ein ziemlich alberner Hut.

auch schon wieder steil nach oben, in einen Looping hinein. Sofort werde ich mit ungeheurem Druck in den Sitz gepresst – und das zu meinem Entsetzen um einiges heftiger als in der Achterbahn. Ich spüre, wie mir das Blut aus dem Kopf in die Beine rauscht und mir alle Sinne schwinden: Ich bekomme einen Tunnelblick, das Rauschen des Flugwindes scheint nur noch wie von weit her zu mir durchzudringen, schließlich wird mir fast völlig schwarz vor Augen: ein Blackout!

Plötzlich wird es wieder hell um mich, und ich höre Hennings Stimme wie aus dicker Watte auftauchen: »Alles klar bei dir?« – »Ja«, krächze ich tonlos. Als nächstes kündigt er einen Überschlag um die Längsachse an – eine Rolle, wie die Flieger sagen. Bin ich eben noch mit meinem fünffachen Körpergewicht, über 450 Kilogramm also, in den Sitz gestaucht worden, so

drängt es mich nun an die Glaskuppel. Der Horizont scheint zu unserem Propeller zu werden und mein Gesicht fühlt sich immer fleischiger an.

### ***Einen Moment lang ist es totenstill, dann fallen wir wie ein Stein vom Himmel***

Aber das ist noch nicht alles: Man kann ja auch beide Manöver kombinieren! Nach einer kurzen Atempause nimmt Henning viel Anlauf: Mit anschwellendem scharfen Zischen stürzen wir direkt auf eine der eisblauen Kiesgruben hinunter und fliegen dann den sogenannten »Immelmann«, benannt nach dem Jagdflieger Max Immelmann, der so im Ersten Weltkrieg seine Gegner abgeschüttelt haben soll. Aus einem schnellen Geradeausflug zieht Henning plötzlich hoch, so dass wir von einem halben Loo-

Unter Beobachtung: Nach der Landung gibt sich unser Autor ganz cool – bevor ihm doch noch übel wird.

ping direkt in eine halbe Rolle übergehen und dadurch einen Haken in die Gegenrichtung schlagen. Ich bin jetzt ein bisschen besser auf die Beschleunigungskräfte vorbereitet, aber die Belastung treibt mir kalten Schweiß aus den Poren.

Darum schlägt Henning nun etwas »zur Entspannung« vor: Er holt Schwung und richtet dann die Nase des Fliegers senkrecht nach oben. Wir werden immer langsamer, bis schließlich alle Geräusche verstummen. Einen Moment lang ist es totenstill, ich halte den Atem an – und dann fallen wir wie ein Stein vom Himmel. Doch Henning hat mit dem Seitenruder dafür gesorgt, dass wir dabei sauber über die Seite kippen, so dass der Boden bald wieder voraus ist und der Luftstrom uns wieder trägt. Nun haben wir schon fast die 400-Meter-Grenze erreicht, unterhalb der

wir keine Figuren mehr fliegen dürfen. Es bleibt aber noch Gelegenheit für einen ausgiebigen Rückenflug, so dass ich die Landschaft noch mal in epischer Breite betrachten kann – und für den Hut dankbar bin, der den langen Kopfstand etwas erträglicher macht.

Als wir zur Landung ansetzen, bin ich einerseits von Adrenalin und Endorphinen völlig euphorisiert, andererseits aber auch froh, dass es nicht noch weiter geht – denn leicht verspätet wird mir nun doch noch übel, jedenfalls bekomme ich ein reichlich flaves Gefühl im Magen. Zitterig und schweißgebadet steige ich aus und sinke auf die Knie. Geschafft! Es dauert eine Weile, bis ich mich so weit gesammelt habe, dass ich wieder aufstehen kann. Trotzdem würde ich es wieder machen! Irgendwann. Aber nicht jetzt, nicht heute...





Maximilian Westphal

# Impressum

## INJEKTION. CAMPUSMAGAZIN

ISSN 1866-0827

Allende-Platz 1 · 20146 Hamburg

Tel. 040/41429881 · redaktion@injektion-online.de

## HERAUSGEBER

Fachschaftsrat Journalistik, Universität Hamburg

## CHEFREDAKTION

Dominik Betz (V.i.S.d.P.), Florian Diekmann

## CHEF VOM DIENST

Mirko Marquardt, Jon Mendrala

## ART DIRECTOR

Mirko Marquardt

## REDAKTION

Jan-Malte Ambs, Tobias Bühlmann, Robert Dittmar, Leslie Gauditz, Ole Hoffmann, Michal Kmec, Jonas Kristen, Tobias Krone, Judith Kunz, Marco Lange, Cliff Lehn, Evgeny Makarov, Friederike Meister, Katharina Motyl, Annika Müller, Hannes Schettler, Claudius Schulze, Sugárka Sielaff, Julia Stanek, Lucia Weiß, Gabriele Wende, Kübra Yücel

## FOTOS

Annika Börm ([annikaboerm.de](mailto:annikaboerm.de)), Ole Hoffmann ([hoffmann83@gmx.de](mailto:hoffmann83@gmx.de)), Claudia Höhne, Isabel Kieseewetter ([isabel.kieseewetter@gmx.de](mailto:isabel.kieseewetter@gmx.de)), Marco Lange, Arne Magold ([arnemagold.de](mailto:arnemagold.de)), Evgeny Makarov, Annika Müller, Philipp J. Reiss ([philreiss.de](mailto:philreiss.de)), Claudius Schulze ([claudiusschulze.com](mailto:claudiusschulze.com)), Florian Schüppel ([florian-schueppel.com](mailto:florian-schueppel.com)), Maximilian Westphal ([maximilianwestphal.com](mailto:maximilianwestphal.com)), [photocase.com](http://photocase.com) (Dan Kuta: 41, daydin: 5/48, ellyderolch: 30, kallejipp: 84, mathias\_the\_dread: 82, pfalzfoto: 85, t-sasse: 29)

## ILLUSTRATIONEN

Rebecca Blöcher ([www.utopysterie.de](http://www.utopysterie.de)), Inge Förtsch ([ingefoertsch@gmx.de](mailto:ingefoertsch@gmx.de)), Philip Smolinski ([philip.smolinski@gmx.de](mailto:philip.smolinski@gmx.de))

## INFOGRAFIK

Alexandra Kostis, Mirko Marquardt

## SCHLUSSREDAKTION

Isabel Francisco, Inga Göhlitz, Tobias Krone, Jana Kühle, Christoph Tapper

## ANZEIGEN

Lutz Boßhammer, Konstantin Erb, Katja Gemenig, Hanne Homrighausen, Manuel Mörbach, Franziska Silbermann (Lt.)

## DANK AN

Kristoff Ritlewski, Christoph Tapper

## DRUCK

PMS Marketing, Meppen

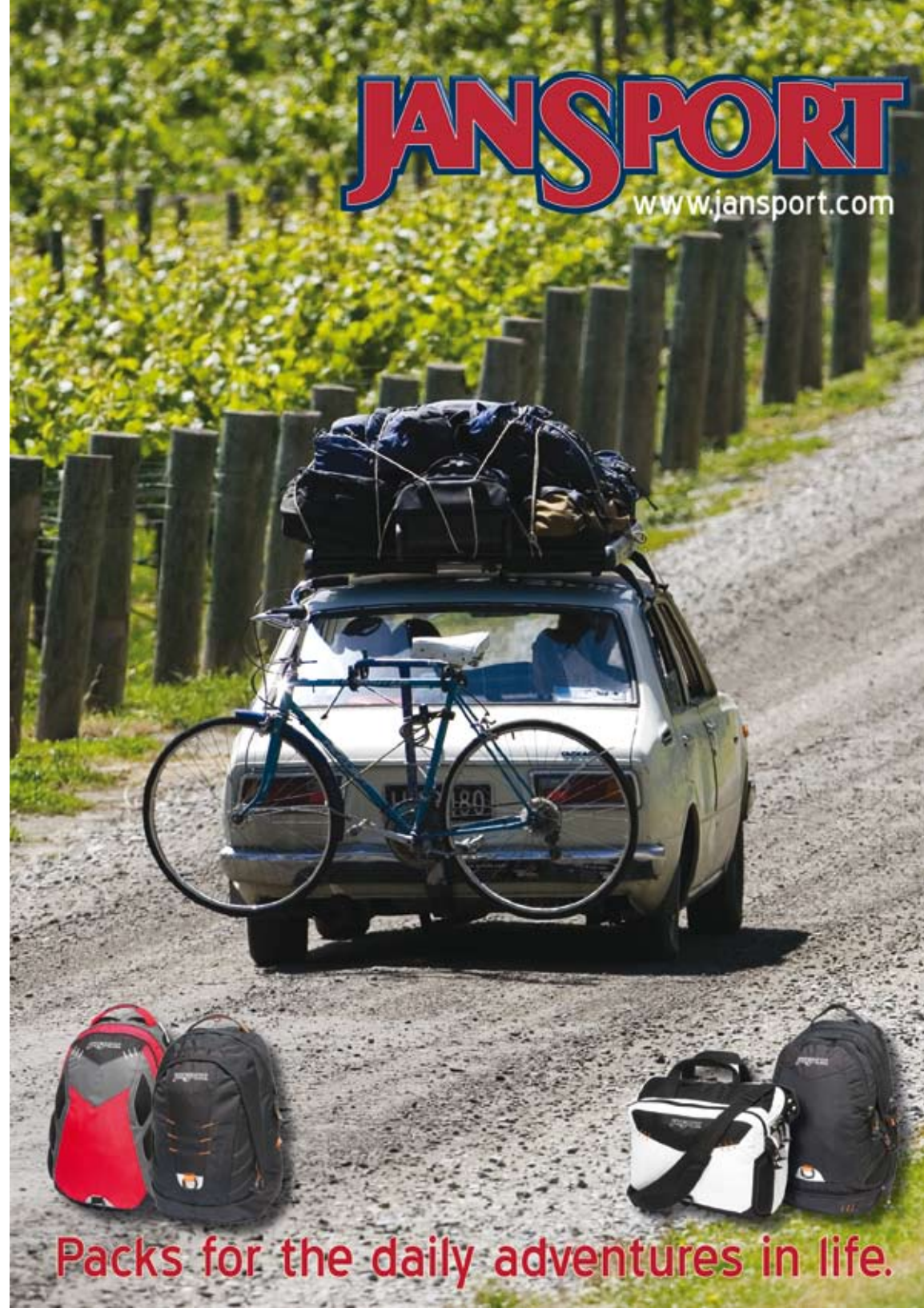
## AUFLAGE

10.000 Exemplare

## UNTERSTÜTZUNG

Allgemeiner Studierendenausschuss (AStA) der Universität Hamburg; Medienstiftung Hamburg/Schleswig-Holstein; Projournal e.V., Verein der Freunde und Förderer des Instituts für Journalistik und Kommunikationswissenschaft an der Universität Hamburg; Rudolf-Augstein-Stiftung

[WWW.INJEKTION-ONLINE.DE](http://WWW.INJEKTION-ONLINE.DE) · [WWW.HALBSTARK-ONLINE.DE](http://WWW.HALBSTARK-ONLINE.DE)



**JANSPORT**  
[www.jansport.com](http://www.jansport.com)

Packs for the daily adventures in life.



## „Kl. Zi. sofort frei, kein Abstand, toller Ausblick!“

Ausrüstungs-Experte Andreas Krüger weiß, worauf es bei Outdoor- und Reiseabenteuern wirklich ankommt – gerade wenn noch mehr Zeit als Geld zur Verfügung steht.

Die größte Auswahl in Hamburg an Ausrüstung für Outdoor und Reise und jedes Budget.



25.000 Ausrüstungsideen für Outdoor und Reise in Barmbek.

Träume leben.

**Globetrotter.de**  
**Ausrüstung**

MEINE GLOBETROTTER AUSRÜSTUNG FILIALE IN HAMBURG:

Wiesendamm 1, 22305 Hamburg, U- und S-Bahnhof Barmbek  
Montag bis Freitag: 10:00 – 20:00 Uhr, Samstag: 9:00 – 20:00 Uhr  
Telefon: 040 / 29 12 23, shop-hamburg@globetrotter.de

Hamburg | Berlin | Dresden | Frankfurt | Bonn | Köln